

Eveline Althaus

SOZIALRAUM HOCHHAUS

Nachbarschaft und Wohnalltag
in Schweizer Großwohnbauten



Eveline Althaus
Sozialraum Hochhaus

Urban Studies

Eveline Althaus (Dr. sc.) ist Sozialanthropologin und wissenschaftliche Projektleiterin am »ETH Wohnforum – ETH Centre for Research on Architecture, Society and the Built Environment« am Departement Architektur der ETH Zürich.

EVELINE ALTHAUS

Sozialraum Hochhaus

Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Großwohnbauten

[transcript]

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung sowie des ETH Wohnforum – ETH CASE und des Gemeinschaftszentrums Telli.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de/>.

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Cover und Buchrückseite: Matteo de Mattia

Korrektur, Lektorat und Satz: Andrea Althaus

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4296-4

PDF-ISBN 978-3-8394-4296-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Dank | 9

1 Einleitung | 11

1.1 Forschungsdesign und -methoden | 14

I THEORETISCHE GRUNDLAGEN

1 Nachbarschaftsforschung | 29

1.1 Die Anfänge der Nachbarschaftsforschung | 30

1.2 Kritik und Rekonzeptualisierung | 38

1.3 Die Erforschung heutiger Nachbarschaften | 47

1.4 Nachbarschaften in Großstrukturen | 64

1.5 Nachbarschaften als Forschungsgegenstand | 69

2 Hausbiografien in der theoretischen Reflexion | 71

2.1 Zur Vielschichtigkeit und Formung von Raum | 71

2.2 Forschungsperspektiven auf das ›Haus‹ | 77

2.3 Hausbiografien: Porträts von Häusern im Wandel der Zeit | 84

2.4 Doing house-biographies: Methodologische Diskussion | 91

II HISTORISCHER KONTEXT UND HAUSBIOGRAFIEN

1 Großwohnbauten und Bauboomjahre (1950-1979) | 99

1.1 Sozio-ökonomische und städtebauliche Entwicklung | 100

1.2 Bauen im großen Maßstab: Rationalisierung und Vorfabrikation | 102

1.3 Zur Krise des Großwohnungsbaus in den siebziger Jahren | 111

1.4 Segregationsprozesse nach 1980 | 116

1.5 Das Erbe des Baubooms: Herausforderungen heute und morgen | 119

1.6 Wohnen in Großwohnbauten als Forschungsgegenstand | 131

Bildanhang I: Historischer Kontext | 135

2 Hochhaus am Waldrand: Unteraffoltern II, Zürich | 143

2.1 Eine Ortsbegehung | 143

2.2 Planungs- und Baugeschichte | 145

2.3 Krise: Bauschäden und soziale Segregation | 149

2.4 Erneuerung: Sanierung, Sozialarbeit und Bevölkerungsstruktur | 154

- 2.5 Verwaltung und Unterhalt | 175
- 2.6 Perspektiven von Bewohnerinnen und Bewohnern | 180
- 2.7 Zusammenschau | 192

Bildanhang II: Unteraffoltern II | 195

3 Ein Stadtteil in der Vertikalen: Mittlere Telli, Aarau | 213

- 3.1 Eine Ortsbegehung | 213
- 3.2 Planungs- und Baugeschichte | 215
- 3.3 Sozio-demografische Disparitäten und Quartierarbeit | 226
- 3.4 Verwaltung und Unterhalt | 242
- 3.5 Perspektiven von Bewohnerinnen und Bewohnern | 256
- 3.6 Zusammenschau | 270

Bildanhang III: Telli | 273

III NACHBARSCHAFTEN IN HOCHHAUSSIEDLUNGEN

1 Gebaute Räume | 291

- 1.1 Raumanordnungen und nachbarschaftliche Zugehörigkeit | 292
- 1.2 Im Übergang zwischen Innen und Außen | 294
- 1.3 Fürs Kollektiv gebaut | 299
- 1.4 Die eigenen vier Wände: Abtrennung und Durchlässigkeit | 307

2 Kontakte und Verbindungen | 309

- 2.1 Distanz wahren und Nähe zulassen | 309
- 2.2 Das vielseitige Spektrum nachbarschaftlicher Kontakte | 312
- 2.3 Mehr als Nachbarn: Weitere Bezugspunkte | 324

3 Spannungen und Konflikte | 333

- 3.1 Konfliktpotentiale im Generationengefüge | 334
- 3.2 Auslöser für Nachbarschaftskonflikte | 341
- 3.3 Kommunikation in Konfliktsituationen | 347

4 Steuerung und Organisation | 353

- 4.1 Administrative und soziale Steuerung | 353
- 4.2 Geselligkeit organisieren | 363

5 Vielfalt und Differenzen | 369

- 5.1 Alteingesessene und Neuzugezogene | 370
- 5.2 Postmigrantische Nachbarschaften | 376

5.3 Diversität und hybride Identitäten | 383

5.4 Diskurse über Integration | 398

6 Stadträumliche Einbettung | 401

6.1 Innen- und Außenzuschreibungen | 401

6.2 Segregationsprozesse | 404

6.3 ›Durchmischung‹ in der Nachbarschaft | 407

Schlussbetrachtungen | 411

Abkürzungsverzeichnis | 421

Abbildungsverzeichnis | 423

Literatur- und Quellenverzeichnis | 427

Dank

Bei der Entstehung dieser Arbeit haben mich viele Menschen unterstützt. Ihnen allen möchte ich von Herzen danken. Ein besonderer Dank geht an meine Mentorin Marie Glaser (ETH Wohnforum – ETH CASE), die mich an das Projekt und die Hausbiografien heranführte und mir über alle Phasen klug, ermunternd und mit Rat und Tat zur Seite stand. Ebenso dankbar bin ich meinen Referenten Dietmar Eberle (Departement Architektur, ETH Zürich) und Sybille Frank (Institut für Soziologie, TU Darmstadt) für die vielen wertvollen und bereichernden Anregungen und ihre Unterstützung bei der wissenschaftlichen Betreuung der Arbeit. Herzlich danke ich auch Claudia Mühlebach (Huber Waser Mühlebach Architekten) für unsere rundum gute und inspirierende Zusammenarbeit im Team und ihre Zeichnungen des Planmaterials. In Erinnerung dankbar verbunden bin ich Annelies Adam-Bläsi, die mit ihrer Begeisterung für das Thema die Grundlage des Projekts maßgeblich geprägt hat. Finanziell wurde die Studie wie auch die Buchpublikation vom Schweizerischen Nationalfonds getragen.

Ein riesengroßer Dank geht an Andrea Althaus, die mit ihrem aufmerksamen Lektorat Wunder gewirkt, und das Manuskript in Form gebracht hat. Ebenso danke ich Julia Wieczorek und dem Team des transcript Verlags für ihre angenehme Begleitung im Publikationsprozess.

Die Studie wäre nicht realisierbar gewesen ohne die Unterstützung aller Interview- und Forschungspartnerinnen und -partner. Besonders danke ich den Bewohnerinnen und Bewohnern für die Offenheit, mit der sie uns ihre Wohnungstüren geöffnet und ihre Gedanken vermittelt haben. Ein großes Merci geht an Hans Bischofberger und das Gemeinschaftszentrum Tellli wie auch an die beteiligten Hauswarte der Siedlungen. Mit ihrer fundierten Kenntnis der Überbauungen und ihrer engagierten Unterstützung waren sie grundlegend wichtige ›Türöffner‹ für die Recherchen vor Ort. Ebenso gilt mein Dank allen Beteiligten der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich, der Wincasa in Olten sowie der Allgemeinen Wohnbaugenossenschaft Aarau. Mit ihrem großzügigen und unkomplizierten Entgegenkom-

men haben sie die Recherchen wesentlich vereinfacht und die Studie inhaltlich bereichert.

Für die Zusammenstellung des Siedlungsspiegels von Unteraffoltern II danke ich den Statistikdiensten der Stadt Zürich. Ebenso gebührt mein Dank dem Stadtbauamt sowie dem Stadtbüro Aarau für die großzügige Bereitstellung von Daten zur Wohnbevölkerung der Telli-Überbauung. Lauro Imhof danke ich ganz herzlich für die Transkription der Interviews.

Michaela Schmidt und Susanne Gysi bin ich für ihr sorgfältiges Lesen sowie ihre hilfreichen Wissensimpulse zur Raumentwicklung und zur Geschichte des Schweizer Baubooms dankbar. Ebenso danke ich Annalis Dürr und Katharina Barandun für den inspirierenden Austausch rund um die Nachbarschaftsthematik sowie Margrit Hugentobler, Ignaz Strelbel und allen Kolleginnen und Kollegen am ETH Wohnforum für die Gelegenheit inhaltliche Fragen in einem unterstützenden Ambiente diskutieren zu können.

Persönlich danke ich von Herzen meinen Freundinnen und Freunden, meinen Schwestern Nina und Andrea Althaus und meiner Familie im Kleinen und im Großen für ihr Da-Sein und ihre vielen wohlthuenden Ermutigungen auf dem Weg der Entstehung dieser Arbeit. Besonders dankbar bin ich Matteo de Mattia, der mich mit viel Liebe und Enthusiasmus über alle Phasen dieser Arbeit begleitet hat – und der mit seinen Fotos auch dieses Buch und Buchcover verschönert.

Diese Arbeit widme ich meinen Eltern Veronika und Hans Althaus-Brand. Mit ihrer Großzügigkeit und Wärme, ihrer liebevollen Zuversicht und ihrem freien Denken haben sie mich seit meinen ersten Tagen unterstützt und bestärkt.

1 Einleitung

In den Jahren des Baubooms nach dem zweiten Weltkrieg veränderte sich die gebaute Umwelt in Europa und so auch der Schweiz grundlegend. Die meisten Großwohnbauten und Hochhäuser, die an den Rändern unserer Städte stehen, sind in der hochkonjunkturell befeuerten Aufbruchsstimmung der 1960er- und frühen 1970er-Jahre entstanden. Die Bauboom-Siedlungen schufen in kurzer Zeit viele Wohnungen für breite Bevölkerungsschichten. Anfänglich wurden sie als Wohnraum mit einem hohen technischen Ausbaustandard für die moderne Kleinfamilie beworben. Damit einhergehend wurde in öffentlichen Diskursen der »Anschein einer Utopie vom besseren Leben« transportiert (archithese 2010, 2). Diese Darstellung erfuhr hingegen im Laufe der späten 1960er- und insbesondere der 1970er-Jahre grundlegende Umdeutungen ins Negative. Die Ölkrise 1973 stellte diesbezüglich einen markanten Einschnitt dar. Heute erleben Hochhäuser und große Überbauungen im Städtebau – gerade auch im Zuge der Diskussion um Nachverdichtungsstrategien in urbanen Gebieten der Schweiz – teils wieder eine Aufwertung (vgl. Janser 2011, 7). Die ›Wohnmaschinen‹ der 1960er- und 1970er-Jahre werden in der Öffentlichkeit wie auch in Fachdiskursen jedoch nach wie vor als monotone und anonyme Strukturen problematisiert und gelten als Wohnort von benachteiligten Bevölkerungsgruppen (vgl. Kraft 2011, 48f).

Die Frage nach dem Umgang mit den heute 40- bis 50-jährigen, alternden Bauboom-Bauten stellt gegenwärtig eine große Herausforderung dar, mit der sich die Architektur und Denkmalpflege sowie die Immobilienwirtschaft und -bewirtschaftung auseinandersetzen haben (vgl. etwa Hassler/Dumont d’Ayot 2009). In den Großwohnkomplexen wird diese Problematik aufgrund von bestehenden Negativbildern und der beobachtbaren Tendenz zur sozialen Marginalisierung und Segregation der Wohnbevölkerung verschärft – ein Thema, womit die Sozialarbeit und -politik konfrontiert ist (vgl. etwa BfS 2004, 1; Stienen 2006, 145ff; Programm Projets urbains 2013, 50).

Im Schweizer Kontext wird die Diskussion zum künftigen Umgang mit diesem Baubestand bislang mehrheitlich bautechnisch und -energetisch sowie bauhistorisch

geführt. Die vorliegende Arbeit erweitert diese Perspektive mit einer fundierten Auseinandersetzung mit den Lebenswelten und Wirklichkeiten vor Ort. Denn der künftige Umgang mit Großwohnbauten aus der Bauboom-Zeit ist – so die Annahme, die dieser Studie zugrunde liegt – nicht nur eine konstruktiv-technische Frage um Erneuerung oder Abriss. Sondern es bedarf auch einer Diskussion von qualitativen Fragen, die sich mit der Wahrnehmung der Bauten sowie mit alltagspraktischen Erfahrungen des Wohnens und Zusammenlebens in den Siedlungen beschäftigen.

Den Fokus auf die Nachbarschaften zu richten, eignet sich hierzu besonders, denn der Nachbarschaftsbegriff vereint in sich räumliche wie soziale Bedeutungsdimensionen und ermöglicht es, gebaute Strukturen und menschliche Dynamiken relational zusammenzudenken. Dabei geht es mir nicht nur darum, eine differenzierte Analyse heutiger Nachbarschaften in Großüberbauungen vorzunehmen, sondern diese im Zusammenhang mit den vielseitigen Geschichten der Bauten auch im Wandel der Zeit zu betrachten: Wie haben sich die Wahrnehmungen von und die Diskurse zu Großwohnbauten aus unterschiedlichen Perspektiven (u.a. von BewohnerInnen, Verwaltungen oder der breiteren Öffentlichkeit) von deren Errichtung bis heute verändert? Und wie wirkt sich dieser Wandel auf das soziale Gefüge und die gelebten Nachbarschaften in einer Großüberbauung aus? Um diese Fragen zu diskutieren, wende ich den Forschungsansatz der *Hausbiografien* an, den ich in diesem Beitrag theoretisch diskutiere und methodologisch weiterentwickle. Der Forschungsansatz wurde von einem interdisziplinären Team am ETH Wohnforum entwickelt (vgl. Glaser 2013b) und war Grundlage des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekts *Zur Karriere des Baubooms – Hausbiografien ausgewählter Wohnungsbauten aus den Jahren 1950 – 1980*, in dessen Rahmen diese Arbeit entstanden ist.

Eine Hausbiografie, verstanden als narrativ-analytisches Porträt eines Hauses oder einer Siedlung im Wandel der Zeit, zeichnet sich durch einen mehrperspektivischen Zugang aus. Es geht darum, die Geschichte(n) zu Bau und Erneuerung, Nutzung und Aneignung sowie Wertschätzung und Kritik eines Hauses (oder einer Siedlung) aus der Perspektive unterschiedlicher AkteurInnen zu verstehen. In der vorliegenden Arbeit bildet das Wissen dieser Porträts die Grundlage, um die Nachbarschaftsanalyse um eine zeitliche Dimension zu erweitern und die Ausgestaltung nachbarschaftlicher Dynamiken zu kontextualisieren. Umgekehrt ermöglicht die Betrachtung der Nachbarschaften, das mit dem Forschungsansatz der Hausbiografien generierte situations- und objektspezifische Wissen zur Lebens- und Gebrauchsgeschichte einer Siedlung in einem übergeordneten Rahmen zu diskutieren. Im Zentrum der Studie stehen empirische Forschungsarbeiten, die ich in zwei Deutschschweizer Hochhaussiedlungen – *Unteraffoltern II* in Zürich-Affoltern (auch Isengrind genannt) und *Mittlere Telli* in Aarau (auch Telli genannt) – zwischen 2012 und 2014 vorgenommen habe. Die Auswahl dieser zwei Siedlungen erfolgte auf der Basis einer vergleichenden Betrachtung der baulichen, historischen und sozio-

ökonomischen Grunddaten von insgesamt 24 Schweizer Bauboom-Großwohnbauten, wovon zwei Überbauungen mit möglichst kontrastierenden Ausprägungen ausgewählt wurden. Die Forschungsergebnisse werden dabei in Auseinandersetzung mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien zur Nachbarschaft sowie zum (Sozial-)Raum analysiert.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile, die von Einleitung und Schlussynthese eingefasst werden. Einleitend werden das Forschungsdesign und das empirische Vorgehen genauer vorgestellt. Neben einer detaillierten Beschreibung des Auswahlprozesses der untersuchten Hochhaussiedlungen werden die angewandten Forschungs- und Analysemethoden präsentiert, die sich am Verfahren der *Grounded Theory* orientieren.

Teil I erörtert das theoretische Fundament der Studie. In einem ersten Schritt wird dem Konzept der Nachbarschaften nachgegangen. Neben einer Begriffsklärung werden die für diese Studie relevanten Erkenntnisse unterschiedlicher Konjunkturphasen der Nachbarschaftsforschung diskutiert. Der Fokus richtet sich dabei insbesondere auf das Verhältnis der Nachbarschaftsforschung zu gebauten Groß- bzw. Hochhausstrukturen. In einem zweiten Schritt wird das Konzept der Hausbiografien vorgestellt. Zur theoretischen Diskussion und Weiterentwicklung des Konzepts wird auf Zweierlei Bezug genommen: zum einen auf Theorien zur sozialen Produktion von Raum und zum anderen auf verschiedene wissenschaftliche Perspektiven, die sich mit dem ›Haus‹ auseinandersetzen. Diese Überlegungen bilden die Basis, um den Forschungsansatz der Hausbiografien zu begründen und die Fragen und Implikationen, die mit der Biografie-Konstruktion sowie der Erforschung der Lebens- und Gebrauchsgeschichte(n) eines Hauses bzw. einer Überbauung einhergehen, zu beleuchten. Abschließend richtet sich der Blick auf die forschungspraktische Seite des Machens und Schreibens von Hausbiografien, wobei die methodologischen Prinzipien des Ansatzes diskutiert werden.

Teil II widmet sich der Geschichte des Schweizer Großwohnungsbaus. Der historische Abriss wird mit Bezug auf die sozio-ökonomischen und städtebaulichen Entwicklungen der Bauboomjahre (1950-1979), aber auch hinsichtlich des Wandels in der diskursiv hergestellten Wahrnehmung der Bauten und den damit einhergehenden Krisensituationen diskutiert, und letztlich hinsichtlich der Frage nach heutigen und künftigen Herausforderungen mit diesem baulichen Erbe reflektiert. Abschließend richtet sich das Augenmerk auf Wohnforschungen, die sich mit der Geschichte von Großwohnbauten der 1960er und 1970er beschäftigen.

Ausgehend von den zeitgeschichtlichen Betrachtungen, wende ich mich dem empirischen Material zu den beiden untersuchten Objekten zu. Die Geschichte(n) der Überbauungen Unteraffoltern II und Telli werden je in einer Hausbiografie narrativ strukturiert und analysiert.

Das mit den Hausbiografien erarbeitete Wissen dient als Grundlage für die Fokussierung auf die Nachbarschaftsthematik, der ich mich in Teil III zuwende. Im

Zentrum steht die Analyse des empirischen Materials, in der ich verschiedene Dimensionen der untersuchten Hochhausnachbarschaften erörtere. Die gebauten Räume spielen dabei ebenso eine Rolle wie die unterschiedlichen Praktiken und sozialen Relationen, die Organisations- und Steuerungsmechanismen ebenso wie die Dynamiken, die aus der Heterogenität der Wohnbevölkerung hervorgehen. Und last, but not least ist es unabdingbar, Nachbarschaften immer auch als Teil breiterer stadträumlicher Settings zu denken.

Die Schlussbetrachtungen nehmen eine Diskussion der Ergebnisse der Studie vor. Die verschiedenen Betrachtungswinkel werden zusammengeführt, indem ich erstens den Beitrag einer differenzierten Nachbarschaftsanalyse für die Untersuchung von Großwohnbauten und zweitens den Beitrag des Hausbiografien-Ansatzes zur Erforschung von Nachbarschaften reflektiere. Nicht fehlen sollen dabei auch Überlegungen zu den Grenzen dieser Arbeit und ein Ausblick auf weitere Fragen, die sich im Forschungsprozess eröffnet haben.

1.1 FORSCHUNGSDESIGN UND -METHODEN

Die empirischen Forschungsarbeiten der vorliegenden Arbeit fanden im Rahmen des SNF-Forschungsprojekts *Zur Karriere des Baubooms* statt. In diesem Projekt wurde im interdisziplinären Dreier-team (Architektur, Kultur- und Sozialwissenschaften) ein reger Austausch praktiziert. Dabei wurden alle Etappen der Forschung von den ersten Besichtigungen der Siedlungen über die vielen Schritte der Datenerhebung und -auswertung gemeinsam besprochen, und viele Aufgaben kooperativ bearbeitet. Das Architektur-Wissen wurde von Claudia Mühlebach (dipl. Arch. ETH SIA/Huber Waser Mühlebach Architekten) eingebracht. Zu ihrem spezifischen Beitrag gehörte es, Baupläne, Konzepte und die Materialisierung eines Hauses zu studieren und ausgehend davon Grundrisse im Maßstab nachzuzeichnen. Gemeinsam mit Marie Glaser brachte ich ein sozial- und kultur-anthropologisches Wissen ins Team ein.

1.1.1 Vorbereitende Arbeiten und Auswahl der Siedlungen

Die ersten Schritte der Forschungsarbeit dienen der Eingrenzung und Auswahl der Häuser und Siedlungen für die Untersuchung. In zahlreichen Exkursionen wurden in der Anfangsphase des Forschungsprojekts insgesamt 24 Wohnüberbauungen, die während des Baubooms der 1960er- und 1970er-Jahre im Großraum von Zürich, Bern und Genf gebaut worden sind, besucht. Aus einer Recherche in Zeitschriften und existierender Fachliteratur wurden zu jeder Überbauung vertiefende Informa-

tionen der Grunddaten gesammelt.¹ Das zur Erfassung dieser Grunddaten entwickelte Datenraster umfasste Angaben zu Entstehungsdatum, Lage (Agglomeration, Stadtrand, Stadt und eigenes Zentrum), Bauweise und Bebauungsart, Anzahl Wohneinheiten, Außenraum und Arealfläche, Eigentümerschaft (private und institutionelle, kommunale oder genossenschaftliche Träger) und – wenn vorhanden – Hinweise auf Inhalte einer öffentlichen Diskussion sowie zu sozio-demografischen Angaben. Diese Daten wurden mit Fotos und Feldnotizen ergänzt. Die darin festgehaltenen persönlichen Eindrücke, Wahrnehmungen und Beobachtungen vor Ort wurden im Anschluss im Forschungsteam diskutiert. Ziel der Besichtigungen war es demnach nicht nur, erste Informationen zu sammeln, sondern es ging auch darum, die Orte konkret kennenzulernen und sie in der Begehung und Erkundung auf uns wirken zu lassen. Bestandteil der anschließenden Diskussion war auch die Reflexion zu unseren subjektiven Haltungen und (Vor-)Annahmen. Als Forschende bringen wir immer auch unsere eigenen Wohnbiografien und Vorstellungen von ›Haus‹ und ›Zuhause-Sein‹ mit. Selbstreflexion und das Hinterfragen eigener Vorurteile, ist ein grundlegender Bestandteil qualitativer Sozialforschung (vgl. etwa Flick 2000, 41; Bourdieu 1997, 781), die auch grundlegend ist, um unbekanntes Wohnformen offen und möglichst unvoreingenommen begegnen zu können.² Ebenso stellten sich die Diskussionen im Forschungsteam als fruchtbar heraus, um die eigenen disziplinären Sichtweisen im Austausch mit anderen zu reflektieren.

Für die Auswahl der zu untersuchenden Siedlungen wurden, basierend auf dem Datenraster, verschiedene bedingende, beschreibende und entscheidungsrelevante Auswahlkriterien erarbeitet. Als *bedingende Kriterien*, die prinzipiell erfüllt sein mussten, wurde die Entstehungszeit (1960er- und 1970er-Jahre), die Bauweise (rationelle, Element- oder Großtafelbauweise) sowie die Bebauungsart und Mindestanzahl der Wohneinheiten (gebaute Einheit mit mindestens 250 Wohneinheiten) de-

1 Wichtige Quellen hierzu waren u.a. Koch et al. 1990; Durban et al. 2007 sowie die von der Liegenschaftenverwaltung und dem Finanzamt der Stadt Zürich herausgegebene »Dokumentation der städtischen Wohnsiedlungen« (Stadt Zürich 2002).

2 Deshalb kurz zu meiner Wohnbiografie: In einem Holzhaus in einem Bergtal einer Tourismusregion aufgewachsen (Turbach bei Gstaad), habe ich den Großteil meines Erwachsenenlebens in Wohngemeinschaften und Mietwohnungen in Altstadtvierteln in der Schweiz gewohnt (Fribourg, Bern), mit Zwischenstationen in europäischen Großstädten (Berlin und London). Wohnhochhäuser der 1960er- und 1970er-Jahre waren für mich bislang ›fremd‹. Zum einen war ich bei den ersten Besuchen fasziniert von den Bauvolumen und der ›Andersartigkeit‹ der Gebäude im Vergleich zu dem, was ich aus eigener Wohn-erfahrung kannte. Zum anderen bemerkte ich an mir auch negative Stereotypen, die ich dank den Begegnungen und Beobachtungen im Laufe der Forschung bald ablegen konnte.

finiert. Als rein *beschreibende Kriterien*, die zwar für die Geschichte einer Siedlung wichtig sind, aber die Auswahl nicht direkt bestimmten, wurden Angaben zu Außenraum, Sozio-Demografie sowie der öffentlichen Berichterstattung behandelt. Als *entscheidungsrelevante Kriterien* wurden der Standort, die Eigentümerschaft sowie der Umgang mit Gebäudeunterhalt und Sanierungen definiert.

Die Auswahl der Siedlungen ließ sich von dem Ziel leiten, ein differenziertes Bild von Bauboom-Großwohnbauten zeichnen zu können. Maßgebliche Auswahlkriterien waren, dass sie unterschiedliche Eigentümerstrukturen aufwiesen und an unterschiedlichen Standorten lagen. Da sich die öffentliche und fachliche Meinung zu Großüberbauungen mit der Ölkrise in den 1970er-Jahren grundsätzlich wandelte, war es außerdem ein Anliegen, Siedlungen einzubeziehen, die sowohl vor als auch nach 1973 gebaut bzw. fertiggestellt worden sind. Da die Sanierung des Baubestands aus der Periode des Baubooms aktuell eine große Herausforderung darstellt, sollten zudem sowohl Siedlungen einbezogen werden, die in den letzten Jahren bereits umfassend saniert worden sind, als auch solche, bei denen intensive Renovierungsarbeiten erst anstehen. Eine weitere wichtige Bedingung zur Auswahl der Siedlungen war die Möglichkeit, mit Verwaltung und Bewohnerschaft relativ einfach Kontakt aufnehmen zu können sowie das Vorhandensein von genügend Archivmaterial. Ausgewählt für eine weitere Bearbeitung wurden nach einem mehrstufigen Selektionsverfahren die Siedlungen Unteraffoltern II und der Mittleren Telli. Grund dafür war, dass die beiden Überbauungen hinsichtlich der genannten Auswahlkriterien besonders kontrastierende Ausprägungen aufwiesen.³ Die Vorrecherchen ließen außerdem auf das Entgegenkommen seitens der Verwaltungen, eine gute Archivdatenlage und somit auch auf die Machbarkeit des Vorhabens schließen.

Mit der hausbiografischen Bearbeitung von mehr als einer Siedlung ging es mir darum, deren Geschichte(n) in ihrem jeweiligen Setting zu erforschen und ausgehend davon in der vergleichenden Zusammenschau Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu erkennen. Da der Ansatz der Hausbiografien die spezifische Lebens- und Gebrauchsgeschichte eines Hauses beleuchtet, erwachsen die Narrative in der Biografie einer Überbauung im Laufe des Forschungs- und Analyseprozesses. Die Anwendung von denselben Erhebungsinstrumenten (Forschungsraster für die Archivrecherche, Beobachtungsraster, Interviewleitfäden) und denselben Analysemethoden

3 Mit Bezug auf die entscheidungsrelevanten Kriterien können die Überbauungen folgendermaßen skizziert werden: Unteraffoltern II – Lage am Stadtrand von Zürich; kommunale Eigentümerin (sozialer Wohnungsbau); vor 1973 gebaut; umfassend saniert. Mittlere Telli – ein eigenes Zentrum; Eigentümermix mit privat-institutionellen, privaten, kommunalen und genossenschaftlichen Trägern; mehrheitlich nach 1973 gebaut; erst partiell saniert.

den kann aber eine Vergleichbarkeit gewährleisten, ohne die jeweils eigenen Dynamiken und Eigenarten der Siedlungen aus dem Blick zu verlieren.

1.1.2 Archivrecherche und historisches Quellenmaterial

Um die Biografie eines Hauses im Laufe der Jahre von dessen Bau bis zum heutigen Zeitpunkt nachzeichnen zu können, ist die Bezugnahme auf historisches Quellenmaterial unabdingbar. Die Forschung in Archiven ermöglicht es, zu verstehen, wie das Wissen über ein Haus oder eine Siedlung historisiert wird. Für das Erkenntnisinteresse einer Hausbiografie sind die bestehenden Quellen in Fachbibliotheken und öffentlichen Archiven meist begrenzt und beschränken sich auf baugeschichtliche Darstellungen oder auf Plan- und Kartenmaterial. Neben dem Archiv des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) der ETH Zürich wurden deshalb die Archive von EigentümerInnen und Liegenschaftenverwaltungen aufgesucht. Für die Siedlung Unteraffoltern II wurde das Archiv der Liegenschaftsverwaltung der Stadt Zürich (LVZA), für die Siedlung Mittlere Telli die Archive des Immobilien-Dienstleisters Wincasa in Olten und der Allgemeinen Wohnbaugenossenschaft Aarau (ABAU) genutzt. Nach Vorgesprächen und unter Gewährleistung der Datenschutz- und Persönlichkeitsrechtsbestimmungen gewährleisteten alle drei Verwaltungen den freien Zugang in ihre Archive zur Einsicht von Dokumenten zu den betreffenden Siedlungen.

Das angetroffene Quellenspektrum war breitgefächert: Pläne, Bauakten, Sanierungskonzepte, Kostenabrechnungen und Buchhaltungsmaterial, Dokumente zu den vorgenommenen und laufenden Unterhalts- und Reparaturarbeiten, Berichte und Korrespondenzen von Behörden und anderen Verwaltungsstellen sowie von BewohnerInnen und Sozialarbeitenden, Aktennotizen der verantwortlichen VerwalterInnen, Mieterdossiers, Medienmitteilungen und Zeitungsberichte etc. Die Bestände lagen unsortiert vor und unterschieden sich deutlich hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Ordnungsstruktur. Bei der Sichtung zeigte sich, dass das aufbewahrte Quellenmaterial von den Selektionskriterien bzw. der Archivierungspraxis der wechselnden VerwalterInnen über die Jahre geprägt ist.

Zur Systematisierung der Daten wurde ein Forschungsraaster verwendet, das eine vielschichtige Beschreibung und Analyse der ausgewählten Siedlungen ermöglichte.⁴ Als Arbeitsinstrument diente es dazu, Angaben zu Kennzahlen und Flächen, aber auch zu offenen Themenfeldern für alle Untersuchungsobjekte in gleicher Weise zu erfassen. Es orientiert sich am bestehenden Schweizer Wohnbewertungs-

4 Die Forschungsraaster wurden auf Basis einer Vorlage aus dem Projekt »Zur Karriere des Dauerhaften« (Glaser/ETH Wohnforum 2013) weiterentwickelt.

system WBS (Bürgi/Raaflaub 2000) und setzt den Schwerpunkt auf folgende Dimensionen und deren allfällige Veränderungen im Laufe der Zeit:

- W1) Wohnstandort – Ebene Wohnumfeld: Standort und Lage, städtebauliche Strukturen, Infrastruktur, Verkehrsanbindung, Naherholungsräume, kulturelle Einrichtungen, baugeschichtliche Veränderungen und Sozialstruktur des Quartiers
- W2) Wohnanlage – Ebene Siedlung: Baudaten, Bautypologie, Flächen und Kennzahlen, Raumprogramm, Kosten, Bau- und Planungsgeschichte, architektonisches Konzept, Sanierungen und Umbauten, Außenraum, Bewohnerschaft, sozio-demografische Entwicklungen und Siedlungsaktivitäten, öffentliche Diskurse (Medienberichte)
- W3) Wohnhaus – Ebene Haus/Wohnungen: Flächen und Kennzahlen, Raumangebot, Wohnungsgrößen und Wohnungsmix, Vermietungspraxis und Mietpreisentwicklung, Leerstände, Ausstattungen, Innenausbau und Materialisierung, allgemeine Wertschätzung

Das in der Archivrecherche gesammelte Datenmaterial wurde in den Forschungsrasterbögen erfasst, nach den genannten Themenfeldern gegliedert und in Auswertungs-Workshops im Forschungsteam diskutiert. Diese Diskussion ermöglichte es auch, die für eine Hausbiografie relevanten Konzepte und Zusammenhänge herauszuarbeiten. Die Zwischenergebnisse der Diskussion wurden in Memos sowie Netzwerk-Ansichten schriftlich und visuell festgehalten.

1.1.3 Beobachtungen vor Ort

Um die gebauten Räume zu erfassen, wurden fotografische Dokumente, Karten und Pläne gesammelt und Grundrisse studiert. Einen wichtigen Stellenwert für die vorliegende Arbeit nahmen Beobachtungen vor Ort ein. Zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten wurden pro Siedlung Ortsbegehungen mit systematischen Beobachtungen durchgeführt, die auch fotografisch dokumentiert wurden. Ziel davon war es, die aus schriftlichen Quellen und Interviews generierten Daten mit Beobachtungsnotizen zu ergänzen. Das ›Präsent-Sein‹ und ›eigene Sehen‹ ermöglichen es, neuralgische Themen und Handlungsmuster in Erfahrung zu bringen und Alltägliches in einem anderen Licht zu betrachten. Ein solcher Zugang erfordert Offenheit:

»Was einen Ort ausmacht, was sich dort ereignet, was er vielleicht besagen könnte [...], das erschließt sich über eine Befremdung des alltäglichen Blicks, die Selbstverständlichkeiten thematisierbar macht. Das Sehen setzt Offenheit voraus, ein Sensorium für Stimmungen, In-

dizien und unerwartete Konstellationen: Es geht auch darum, nicht immer schon Bescheid zu wissen.« (Binder et al. 2010, 10)

Zur Fokussierung des ›Sehens‹ ist ein konzentriertes und systematisches Vorgehen erforderlich. Zur Vorbereitung und als Orientierungsmittel der Beobachtungen wurde deshalb ein Beobachtungsraster erarbeitet, das auf folgende Dimensionen fokussiert:

- Raumstrukturen und räumlich/bauliche Eigenschaften
- Formen der Raumnutzung und -aneignung
- soziale Interaktionen und Kontakte
- soziale Kontrolle, Normen und Regelungen im (halb-)öffentlichen Raum
- Atmosphären

Während den Rundgängen wurden Fotos gemacht, die als visuelle Notizen in die Beobachtungen einfließen. Die Strukturierung der im Anschluss an die Ortsbegehungen verfassten Beobachtungsprotokolle orientierte sich an den oben genannten Schwerpunkten, wurde aber frei gehandhabt und ließ auch Raum für Unvorhergesehenes und für situationspezifische Ereignisse (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sah 2009, 63f). Während die Beobachtungsprotokolle in der Anfangsphase noch sehr allgemein formuliert wurden, veränderten sie sich im Laufe der Forschung und reflektierten zunehmend Erkenntnisse, die auch aus den Archivrecherchen und Interviews hervorgingen.

In Anlehnung an ethnografische Zugänge war es uns wichtig, mit den Menschen zu reden, die uns während den Ortsbegehungen begegneten – insofern diese ein Interesse an einem Gespräch zeigten.⁵ Die Hauswarte erlebten wir bei den Beobachtungen als Schlüsselpersonen vor Ort. Bei beiden Überbauungen vereinbarten wir im Forschungsteam relativ zu Beginn der Erhebungsphase ein Treffen mit dem hauptamtlichen Hauswart. Wir ließen uns – im Rahmen eines *commented walk* – die Räume der Siedlung vorstellen und begleiteten ihn während einiger Stunden bei seiner Arbeit. Diese wie auch folgende – sich aus spontanen Treffen ergebenden – Gespräche, stellten sich als wertvolle Wissensquelle heraus. Die Hauswarte besitzen ein großes Wissen über die Gebäude, nicht nur über deren technisches Funktionieren und Strategien von Reparatur und Unterhalt, sondern auch über die Logik der Verwaltung und die Nutzung der (halb-)öffentlichen und gemeinschaftlichen

5 Die Fotokamera trug dazu bei, dass ich offensichtlich als Außenstehende wahrgenommen wurde, worauf ich von BewohnerInnen teils auch neugierig auf mein Tun angesprochen wurde. Auf meine Erklärungen hin, waren die Reaktionen in der Regel durchwegs positiv und es ergaben sich häufig Gespräche.

Räume, über alltägliche Geschichten, Mieterkonflikte, Klatsch und Tratsch sowie generell über die vielseitigen Eigenheiten und Qualitäten eines Hauses.

1.1.4 Qualitative Interviews und Fokusgruppen

Um die Geschichte(n) und Dynamiken eines Hauses in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen, ohne einfach architekturhistorische Darlegungen zu repetieren, ist es nicht nur unabdingbar, sich vor Ort der Überbauungen zu bewegen, sondern auch mit den Menschen, die hier wohnen und arbeiten, zu reden. Mit dem Ziel, die Sichtweisen, Erzählungen und Wissensbestände von verschiedenen AkteurInnen systematisch in Erfahrung zu bringen, wurden deshalb – im Forschungsteam jeweils zu zweit⁶ – halbstrukturierte Interviews und Fokusgruppen durchgeführt. Zu Beginn wurden insgesamt drei Fokusgruppen organisiert, an denen VertreterInnen von Eigentümerseite und den Verwaltungen, verantwortliche Bewirtschafterinnen, Hauswarte sowie Sozial- und Quartierarbeitende teilnahmen.⁷ Dabei konnten relevante Themen und Einschätzungen aus der Sicht von Professionellen, die sich täglich mit den Überbauungen beschäftigen, in Erfahrung gebracht werden. Die Entscheidung, dies nicht in Einzelinterviews, sondern in Form von Gruppen- bzw. Teamdiskussionen zu tun, stellte sich als gewinnbringend und sinnvoll heraus, da dadurch nicht nur kollektive Einschätzungen und Erzählungen, sondern auch kontroverse Diskussionsinhalte angesprochen wurden, die in der Analyse ein differenziertes Bild ermöglichten (vgl. auch Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, 101ff). Da wir die befragten Personen aus Vorgesprächen und Treffen während den Archivrecherchen und Ortsbegehungen meist bereits kannten, trugen die Gespräche einen kooperativen, offenen Charakter. Durch das ›Zusammensitzen an einem Tisch‹ konnten auch weitere forschungspraktische Schritte geklärt werden. Die Fokusgruppeninterviews mit VertreterInnen von Eigentums- und Verwaltungsseite fanden in den Sitzungszimmern der Liegenschaftsverwaltungen statt und dauerten ca. 2 Stunden. Sie orientierten sich an einem Leitfaden, der auf folgende Schwerpunkte fokussierte:

- Eigenschaften bzw. Qualitäten und Herausforderungen der Liegenschaft über die Jahre: Siedlungsebene, Wohnungen, Architektur, Außenraum, Quartier bzw. Situation und Lage in der Stadt, erster Eindruck und persönliche Wahrnehmungen

6 Die Präsenz von zwei Personen stellte sich insbesondere in den nachbereitenden Auswertungen als wertvoll heraus.

7 Bei der Telli-Überbauung wurden zwei Fokusgruppen durchgeführt: eine mit VertreterInnen der Wincasa (der größten Liegenschaftsverwaltung in der Telli) und eine mit dem Gemeinschaftszentrum Telli.

- Bauliche und ökonomische Strategien über die Jahre: Unterhalt und Sanierung, Investitionen und wirtschaftliche Entwicklung
- Soziale Strategien und Vermietungspraxis über die Jahre: Zusammensetzung der Mieterschaft, Fluktuationen, Richtlinien
- Nachbarschaft und soziales Zusammenleben über die Jahre: Gemeinschaftsinfrastruktur, Siedlungsaktivitäten, Mieterkonflikte, Regelungen und Kontrolle und Hausordnung
- Zukunftsperspektiven

Mit dem in Literatur- und Archivrecherchen erarbeiteten Vorwissen wurden die Fragen für die Fokusgruppen spezifisch auf die Situation und Geschichte der jeweiligen Überbauung bzw. Institution angepasst. Obwohl es angedacht war, in den Interviews zuerst allgemeine Informationen über die Liegenschaften und ihre Praxis und erst dann zu den Nachbarschaften einzuholen, war es interessant zu beobachten, dass die InterviewpartnerInnen aus Verwaltung, Unterhalt und Sozialarbeit jeweils bereits in den Anfängen der Gespräche auf dieses Thema zu sprechen kamen.

Etwas anspruchsvoller stellten sich Sampling und Organisation der Interviews mit BewohnerInnen heraus. Mit dem Anliegen möglichst heterogene Perspektiven in Erfahrung zu bringen, wurde bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen aus der Bewohnerschaft darauf geachtet, Personen zu gewinnen, die sich hinsichtlich der Kriterien Geschlecht, Alter (verschiedene Generationen und Lebensphasen), Haushaltsstruktur (Alleinstehende und verschiedene Familien- und Wohnformen) sowie Herkunft (SchweizerInnen und MigrantInnen verschiedener Nationalitäten) voneinander unterschieden. In Orientierung am theoretischen Samplingverfahren der Grounded Theory wurden die Kontakte nicht alle im vornherein bestimmt, sondern im sich gegenseitig bedingenden Prozess von Datenerhebung und -auswertung Schritt für Schritt gewonnen (vgl. Glaser/Strauss 1967, 45). Hinsichtlich der damit einhergehenden Verfeinerung der Auswahlkriterien war es außerdem ein Anliegen, sowohl langjährige BewohnerInnen, die (wenn möglich) schon seit Erstbezug der Siedlung da wohnten, als auch Jugendliche, die hier aufgewachsen sind sowie neuer Zugezogene zu berücksichtigen. Ebenso sollten gemäß den unterschiedlichen Miet- und Eigentumsstrukturen sowohl MieterInnen von freitragenden als auch von subventionierten Wohnungen (Unteraffoltern II) bzw. MieterInnen unterschiedlicher Verwaltungen sowie WohnungseigentümerInnen (Telli) befragt werden. Nicht zuletzt war es wichtig, dass die InterviewpartnerInnen in unterschiedlichen Wohnblöcken und Wohnungstypen, aber auch in unterschiedlichen Geschossen in den Hochhäusern wohnten.

Die Gewinnung von InterviewpartnerInnen stellte sich in beiden Siedlungen zunächst als schwieriges Unterfangen heraus. Auf die mit Hilfe der Verwaltungen vermittelten brieflichen (und anschließend telefonischen) Kontaktaufnahmen reagierten die meisten angefragten BewohnerInnen entweder gar nicht oder formulier-

ten Skepsis und Ablehnung. Gerade beruflich weniger qualifizierte sowie fremdsprachige Personen, die einen wichtigen Bestandteil der Bewohnerschaft der Siedlungen ausmachen, waren schwierig zu erreichen. Viele darunter gaben an, dass sie mit ihrer gesundheitlichen Situation oder ihrer Arbeit stark belastet seien. Mehrere Personen haben auch kurz vor dem Interviewtermin wieder abgesagt.

Um das Vertrauen zu gewinnen und verbindliche Zusagen nicht nur von ›privilegierten‹ Gruppierungen zu erhalten, brauchte es viel Fingerspitzengefühl, Beharrlichkeit und auch eine direkte Präsenz vor Ort. In beiden Siedlungen kamen uns dabei *gatekeepers* entgegen. In Unteraffoltern II unterstützte uns der Hauswart bei der Suche nach InterviewpartnerInnen, indem er uns bei einem Rundgang durch die Siedlung verschiedenen BewohnerInnen vorstellte und so direkte Begegnungen ermöglichte. Aber auch die Teilnahme am Siedlungsforum – einem Treffen von BewohnerInnen, die sich für die Siedlung engagieren –, bei dem wir uns und unser Forschungsprojekt vorstellen konnten, erwies sich als hilfreich, um gemäß den Samplingkriterien passende Personen für ein Interview zu finden. In der Telli konnten wir mit dem Gemeinschaftszentrum auf professionelle VermittlerInnen zählen, die sehr viele BewohnerInnen der Siedlung kennen. Nach dem von ihnen vermittelten Erstkontakt war das Eis gebrochen und es ergaben sich bereits bei der telefonischen Kontaktaufnahme unkomplizierte Gespräche.

Mit Unterstützung dieser Schlüsselpersonen konnten so schließlich elf Interviews mit ganz unterschiedlichen Gruppen (Familien mit Kindern und Alleinstehende, eher Wohlhabende und an der Armutsgrenze Lebende, Jugendliche und Ältere, Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern, Frauen und Männer etc.) geführt werden. Bei den Interviews, die in den Wohnungen der InterviewpartnerInnen stattfanden, war es ein Anliegen, möglichst alle Personen einzubeziehen, die in einem Haushalt wohnten und Interesse an der Teilnahme hatten. Ausnahme war ein Interview mit einer Gruppe Jugendlicher in der Telli, das nicht in einer Wohnung, sondern an ihrem Treffpunkt in den Außenräumen der Überbauung stattfand. Die meisten Interviews wurden demnach nicht mit Einzelpersonen, sondern als Gruppeninterviews mit Familien, Paaren oder Wohngemeinschaften organisiert. So konnten insgesamt 24 BewohnerInnen befragt werden. Die halbstrukturierten Interviews dauerten zwischen 1.5 und 2.5 Stunden, wobei die Fragen des Leitfadens nach folgenden Schwerpunkten strukturiert wurden:

- Wohngeschichte, Nutzung und Aneignung der Wohnung, des Hauses und der Wohnumgebung
- Persönliche Einschätzung der Wohnung, des Hauses und der Wohnumgebung (Qualitäten und Probleme)
- Spezifisches zum Wohnen in einer Großüberbauung, Vorstellungen und Eigenarten, wahrnehmungsbezogene Raumstrukturen, Identifikationspotentiale
- Soziales Zusammenleben und Nachbarschaften

- Quartierbezüge, Veränderungen
- Image und Außenwahrnehmung

Die Nachbarschaftsthematik wurde auch bei den Interviews mit der Bewohnerschaft bewusst nicht an erster Stelle platziert. Wir wollten in Erkundung bringen, ob dieses Thema in den Narrativen der BewohnerInnen zum Wohnen in einer Hochhausiedlung überhaupt erwähnt würde. Wie bereits in den Interviews mit den Verwaltungen wurde die Nachbarschaft in allen Bewohnerinterviews – bevor überhaupt danach gefragt wurde – erwähnt, und hat als Thema im Gespräch in der Regel viel Raum eingenommen. Inhaltlich war außerdem auffallend, wie alle BewohnerInnen eine generelle Zufriedenheit mit ihrer Wohnsituation artikulierten und diese positive Einschätzung auf kritische Nachfragen noch betonten. Dies mag einem gewissen ›Methodeneffekt‹ geschuldet sein, der für die Wohnforschung allgemein eine Herausforderung darstellt. Lässt sich doch beobachten, dass Menschen sich meist mit ihrer Wohnsituation arrangieren und auf Fragen nach der Wohnzufriedenheit positiv reagieren. Vor dem Hintergrund der nicht ganz einfachen Suche nach InterviewpartnerInnen aus der Bewohnerschaft ist zu beachten, dass sich vor allem offene Menschen mit positiver Grundeinstellung für ein Interview bereit erklärt haben. Im Kontext der untersuchten Hochhausiedlungen verstehe ich die auffallende Demonstration von Zufriedenheit aber auch als eine Umgangsstrategie im Gespräch mit Außenstehenden, deren allfällige Negativbilder es mit positiven Darlegungen zu widerlegen gilt. Der Fokus auf die Nachbarschaften ermöglichte es dabei, sich von phrasenhaften Statements zur Wohnzufriedenheit zu verabschieden und es kamen differenzierte und durchaus auch kritische Aussagen zum Wohnen und Zusammenleben in den Hochhäusern zur Sprache.

Das Erkenntnisinteresse der Interviewerhebung lag zum einen darin, Deutungen von BewohnerInnen zu ihrem Wohnen hinsichtlich der sozialen Vernetzungen und Nachbarschaftsbeziehungen in Erfahrung zu bringen. Zum anderen ging es darum, mehr über die Geschichte(n) der Siedlung, wie sie von den Befragten von ihrem Einzug bis heute erlebt werden, zu erfahren.

Der Erhebungsort in der Wohnung ermöglichte dabei einen direkten Einblick in die Lebenswelt, die Einrichtungen und geschmacklichen Präferenzen sowie die sozialräumliche Organisation in Wohnung und Haus. Von den Forschenden erfordert der Gang über die Türschwelle in die privaten Räume einer Wohnung und die dortige Kommunikationssituation Offenheit und ein Gespür für die Gepflogenheiten und Wünsche der jeweiligen BewohnerInnen. Nach dem erheblichen zeitlichen Aufwand, der für den Feldzugang investiert worden ist, gestalteten sich alle Interviewsituationen komplikationsfrei und wir erfuhren viel Gastfreundschaft und Entgegenkommen. Die Interviews wurden mit einer kommentierten Begehung durch die Wohnung, das Haus und die Siedlung abgeschlossen. Wir besichtigten Räume, die die Befragten uns zeigen wollten, und gingen Wege, die sie oft nutzen. Bei Ein-

verständnis dokumentierten wir diese Rundgänge fotografisch. Einige BewohnerInnen gaben uns auch Fotos von sich mit.

Zu allen befragten Personen wurde im Anschluss an die Interviews jeweils ein Kurzfragebogen mit sozio-demografischen Angaben sowie ihrer Wohnbiografie erfasst. Damit konnten nicht nur die Samplingkriterien überprüft werden, das im Rahmen der Strukturdaten vermittelte Kurzporträt einer Person diente in der Analyse oft auch dem besseren Verständnis der in den Gesprächen vermittelten Inhalte. Unmittelbar nach dem Interview wurde ein Postscript verfasst, in dem Beobachtungen und Eindrücke zur Erhebungssituation festgehalten, und so Kontextinformationen dokumentiert wurden, die für die Interviewanalyse oft aufschlussreich waren (vgl. Flick 2000, 107f).

Alle Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und direkt im Anschluss mit Hilfe des Transkriptionsprogramms *f5* nach einem einfachen Regelsystem wortwörtlich transkribiert.⁸

1.1.5 Datenauswertung

Die angewandten Forschungs- und Auswertungsstrategien orientierten sich an der Grounded Theory (GT). Dieses sozialwissenschaftliche Forschungs- und Analyseverfahren wurde in den 1960er-Jahren von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss aus dem Interesse heraus entwickelt, neue Theorien aus den Forschungsdaten heraus zu entwickeln – anstatt Hypothesen aus bestehenden Theorien abzuleiten und zu testen – und so die qualitative Forschung über eine reine Beschreibung von Phänomenen hinauszubringen (vgl. Charmaz 2006, 4ff). Eine Orientierung an der GT ermöglicht es, einer Fülle und Komplexität an Datenmaterial Sinn und Struktur zu geben und daraus zu einer »theoretischen Darstellung der untersuchten Wirklichkeit« zu kommen (Strauss/Corbin 1996, 8f). Ein zentrales Prinzip der GT ist das Ineinanderfließen der Datenerhebungs- und Auswertungsphasen in einer Art Rückkoppelungssystem, das auch diese Studie inspiriert hat. So wurden parallel zu den Auswertungen der Archivrecherchen erste Interviews geführt. Und die Erkenntnisse aus der Analyse der ersten Interviews flossen in Sampling und Organisation weiterer Interviews hinein.

Die Interviewanalyse erfolgte in Anlehnung an das Analyseverfahren der GT in einem mehrstufigen Prozess (vgl. etwa Glaser/Strauss 1967; Strauss 1998; Strauss/Corbin 1996). Hierzu arbeitete ich mit der Software *atlas.ti*. Diese ermöglicht es, Codes und Kategorien zu entwickeln, Memos zu schreiben sowie Netz-

8 Das angewandte Transkriptionssystem orientierte sich am Praxishandbuch Transkription (Dresing/Pehl 2011, 19ff).

werkansichten anzufertigen und dadurch die Daten im Sinne der GT auf vielseitige Weise auszuwerten und zu strukturieren.

Das *offene Codieren* ist der erste Schritt im mehrstufigen Analyseprozess nach GT, bei dem die Daten in einzelne Teile aufgebrochen und konzeptualisiert werden. In diesem Rahmen habe ich die besonders aufschlussreichen Abschnitte oder Sätze in jedem Interviewtranskript herausgegriffen und mit konzeptuellen Bezeichnungen (Codes) benannt. Diese können im Sinne der GT alltagssprachliche, aus dem Material entlehnte, Begriffe sein (sogenannte In-vivo-Codes) oder auf sozialwissenschaftliche Konstrukte Bezug nehmen (theoretische Codes). Damit diese Konzepte über eine reine Deskription oder Klassifikation der Phänomene hinausgehen, animiert die GT dazu, beim genauen Lesen Fragen an das Datenmaterial zu stellen: Wovon zeugen die Daten? Aus wessen Perspektive werden sie formuliert? Auf welche theoretischen Konzepte oder für die Thematik relevanten gesellschaftlichen Entwicklungen verweisen sie? Ebenso gehört es dazu, die Datensegmente vergleichend zu betrachten, und so erste Verbindungen zwischen den Codes zu erkennen (vgl. etwa Charmaz 2006, 50). Um diese Überlegungen festhalten und reflektieren zu können, ist es sinnvoll, im Codierprozess kontinuierlich Notizen (im GT-Jargon Memos) zu verfassen. Das Schreiben von Memos ist ein grundlegendes – und meiner Meinung nach sehr hilfreiches – Instrument im Werkzeugkasten der GT. Im Rahmen des offenen Codierens bietet atlas.ti hierzu die Möglichkeit, die Codes mit Notizen zu verknüpfen und dadurch Reflexionen zum Datenmaterial und den ersten Konzepten festzuhalten. Diese Möglichkeit habe ich intensiv genutzt. Denn die Ergänzung der Codes mit Code-Notizen erleichtert es, die Eigenschaften eines Konzepts zu diskutieren und so auch die Kategorienbildung – als nächster Schritt im Analyseprozess – voranzutreiben. Im Laufe der Analysearbeiten nach GT werden die Codes miteinander verknüpft, analytische Überlegungen verdichtet und in übergeordneten Kategorien zusammengefasst. Glaser und Strauss nennen diesen Schritt *axiales bzw. theoretisches Codieren*. Generell geht es dabei darum, die offenen Codes zu ordnen, zu strukturieren und in einen theoretischen Zusammenhang zu bringen.⁹ Ziel ist es, im empirischen Material Muster zu entdecken und die für den Forschungsgegenstand wesentlichen Kategorien – bzw. ein Netz von Kategorien – zu entwickeln. Auf diese Weise können Phänomene über einen vergleichenden Blick in einen Kontext gestellt und deren neuralgische Dimensionen und Eigenschaften herausgearbeitet und miteinander in Verbindung gebracht werden (vgl. Berg/Milmeister 2011, 323; Mey/Mruck 2011, 26). Zur Entwicklung von wesentlichen Ka-

9 Bei der Auswertung der Daten orientierte ich mich an der Weiterentwicklung der GT nach Anselm Strauss, ohne jedoch sein Kodierparadigma strikt zu befolgen. Strauss weist darauf hin, dass seine Methode durchaus offen und situationsspezifisch frei gehandhabt werden kann und soll (Strauss 1998, 32).

tegorien habe ich in atlas.ti die Codes unter übergeordneten Konzepten (sogenannte *families*) gruppiert. Besonders bewährt hat sich dabei einerseits die Visualisierung von Zusammenhängen über die Anfertigung von Mindmaps (sogenannte *network views*), und andererseits das Verfassen von Memos. Memos geben einem die Möglichkeit, seine Gedanken frei zu formulieren und im Prozess des Schreibens auch zu reflektieren. So lässt sich über Memos – gewissermaßen auch als Alternative zum strengen axialen Codieren – eine *storyline* der Daten verfassen (vgl. auch Muckel 2011). Indem die Kategorien in Beziehung zueinander gesetzt werden, ist es möglich, Kernkategorien herauszubilden. Dieser Analyseschritt, der das relationale Gefüge der Analyse abbildet, wird auch *selektives Codieren* genannt.

In der vorliegenden Arbeit lässt sich das Resultat meines Auswertungsprozesses am Aufbau des Analysekapitels zu den Nachbarschaften ablesen. Die sechs Hauptüberschriften bilden die Kernkategorien ab,¹⁰ deren vielseitige Dimensionen und Variationen in den Unterkapiteln diskutiert werden. Hierzu waren für mich die Code-Notizen, Memos und Netzwerkansichten eine wertvolle Stütze. Sie dienten als Gerüst und Basis für die feinere Strukturierung und Beschreibung der Textinhalte und haben mich dazu inspiriert, nah am Material und am Alltags- und Erfahrungswissen zu den Nachbarschaften zu bleiben, diese aber dennoch differenziert und mit einem weiten Denkhorizont zu reflektieren.

Für meine eigenen Analysen stellte sich die Zusammenarbeit im Team als unterstützend und anregend heraus. In Auswertungs-Workshops haben wir alle Interviews im Forschungsteam besprochen. Dabei wurden für jedes Interview wichtige Dimensionen und Themen herausgearbeitet und in Auswertungsprotokollen dokumentiert. Diese Protokolle bildeten gemeinsam mit dem, in Forschungsrastern aufbereiteten, Archivmaterial die Basis, um neuralgische Themen und Zusammenhänge für die Hausbiografien herauszufiltern und in Netzwerk-Ansichten zu visualisieren. Das gemeinsame konzeptuelle Arbeiten wird in der GT-Literatur verschiedentlich positiv hervorgehoben. Die Diskussion mit anderen ermöglicht nicht nur, unterschiedliche Lesarten zu integrieren und trägt somit dazu bei, der Vieldeutigkeit von Sinn(-Zuschreibungen) und Handlungsmustern gerechter zu werden, sondern hat auch ein korrekatives Potential auf mögliche eigene »blinde Flecken« oder Voreingenommenheiten bei der Betrachtung der Daten (vgl. Strauss 1998, 175ff; Mey/Mruck 2011, 34; Berg/Milmeister 2011, 317). Für die Reflexion im Analyseprozess ist nach GT die *theoretische Sensibilität* unabdingbar. Diese »Fähigkeit zu erkennen, was in den Daten wichtig ist, und dem einen Sinn zu geben«, geht auch aus dem Vorwissen bestehender Theorien hervor (Strauss/Corbin 1996, 30). Das theoretische Fundament dieser Studie, wird im Folgenden genauer vorgestellt.

10 Namentlich: Gebaute Räume, Kontakte und Verbindungen, Spannungen und Konflikte, Steuerung und Organisation, Vielfalt und Differenzen, Stadträumliche Einbettung.

I THEORETISCHE GRUNDLAGEN

1 Nachbarschaftsforschung

Um den Forschungsgegenstand ›Nachbarschaft‹ besser fassen zu können, gilt es vorerst den Begriff zu klären. Der Nachbarschaftsforscher Bernd Hamm schrieb:

»Kaum ein anderer Beziehungstyp macht den wechselseitigen Zusammenhang zwischen sozialer und räumlicher Organisation von Gesellschaft so konkret, so elementar und so unmittelbar erfahrbar wie die Nachbarschaft.« (Hamm 1998, 172)

Zugleich sah er in der »Alltäglichkeit und Banalität« des Begriffs einen Grund dafür, dass der Nachbarschaft in den Sozialwissenschaften nur »mäßige Aufmerksamkeit zuteil wird« (ebd.). Die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung und insbesondere die Stadtforschung haben sich zwar verschiedentlich mit dem Nachbarschaftskonzept beschäftigt, es ist daraus aber keine allgemein umfassende Theorie der Nachbarschaft hervorgegangen, sondern vielmehr eine Vielzahl an theoretischen Konzeptualisierungen und empirischen Studien (vgl. Bartmann/Dürr 2011, 13; Schnur 2012, 451). Wer sich einen Überblick über den Forschungsstand verschaffen will, muss sich demnach durch einen ›Dschungel‹ an Deutungs- und Definitionsansätzen bewegen. Auf diesem Weg wird eines relativ schnell deutlich: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nachbarschaftsbegriff erfolgte unterschiedlich intensiv und hat immer wieder neue Aspekte beleuchtet. Eine Mehrzahl der Arbeiten konzentriert sich auf den Beginn des 20. Jahrhunderts, dann auf die 1960er- und 1970er-Jahre und auf die Jahre seit der Jahrtausendwende. Diese drei Phasen stehen im engen Zusammenhang mit urbanen und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungs- und Wandlungsprozessen. Um 1900 wuchsen viele Städte stark an und erfuhren während des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Nachkriegsjahrzehnten teilweise fundamentale Transformationen. Gegenwärtige soziale Veränderungen und Neupositionierungen des Urbanen scheinen sich erneut auf eine zunehmende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Nachbarschaftsthematik auszuwirken.

Die Nachbarschaftsforschungen nähern sich dem Konzept in der Regel von zwei verschiedenen Betrachtungsebenen. Während die einen Forschungsansätze von den lokalen Strukturen ausgehen und Nachbarschaft vorerst als stadtstrukturelle Einheit und/oder räumlich verortete Gemeinschaft (bzw. *community*) thematisieren, fokussieren andere Studien stärker auf die AkteurInnen, das soziale Handeln und die Beziehungen von Nachbarinnen und Nachbarn in ihrem Wohnumfeld. Die erste Perspektive ist insbesondere im angelsächsischen Diskurs zur *neighborhood* – gerade auch in der Stadtplanung – zu finden.¹ Mit der zweiten Perspektive wird (im Sinne des englischen Begriffs *neighborliness*) der Blick auf die subjektiv erlebte soziale und interaktive Herstellung und Ausgestaltung von Nachbarschaft in Haus, Siedlung und Quartier gerichtet.² Diese Betrachtungsebenen sind jedoch nicht scharf voneinander zu trennen, sondern stellen eher Gewichtungen innerhalb eines Kontinuums dar. Denn das Charakteristische am Nachbarschaftsbegriff ist gerade, dass er diese beiden Bedeutungsdimensionen in sich vereint. Nachbarschaft bedarf zwar einer baulich-räumlichen Struktur und Anbindung, muss aber auch immer wieder aktiviert werden (vgl. Hengartner 1999, 287; Laurier et al. 2002). Es handelt sich um ein relationales Konzept (Wietschorke 2012, 93; Reutlinger et al. 2015, 244), das sich sowohl auf die tatsächlichen oder potentiell möglichen sozialen Beziehungen und Vernetzungen nahebei Wohnender bezieht, als auch auf das sich daraus bildende Bewusstsein eines über räumliche Nähe definierten Kollektivzusammenhangs (vgl. Hamm 1973, 15; Flade 2006 (1987), 81).

Die drei wissenschaftlichen Konjunkturphasen der Nachbarschaftsforschung dienen im Folgenden als Strukturierungshilfe, um die Geschichte und Theorie des Begriffs zu beleuchten und dessen Verhältnis zu gebauten Großstrukturen besser zu verstehen.

1.1 DIE ANFÄNGE DER NACHBARSCHAFTSFORSCHUNG

Die Anfänge der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Nachbarschaften haben eine Basis gelegt, die das Verständnis des Konzepts bis heute prägen. Vor dem Hintergrund der urbanen Transformationsprozesse um 1900 wurde Nachbarschaft insbesondere mit meist normativ besetzten Konzepten von Gemeinschaft

1 So ist etwa in *The Cambridge Dictionary of Sociology* folgende Begriffsbestimmung zu lesen: »Neighborhood is a largely undertheorized and commonsense term referring to urban locales based on residential proximity« (Rey 2006, 413).

2 In diesem Sinn definiert der Soziologe Bernd Hamm Nachbarschaft als: »eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren« (Hamm 1973, 18).

(bzw. *communities*), Solidarität und Unterstützung von Menschen im lokalen Wohnumfeld verknüpft. Bereits in den Anfängen wurde deutlich, dass sich mit dem Nachbarschaftskonzept unterschiedliche wissenschaftliche Intentionen verfolgen lassen. Während die einen Zugänge zur wissenschaftlich-theoretischen Begriffsentwicklung beitrugen, wirkten andere in die Praxisfelder von Städtebau und -planung ein.

1.1.1 Etymologie des Begriffs

Der Begriff Nachbar lässt sich aus dem Althochdeutschen *nahgibur(o)* herleiten, das (wie auch das Englische *neighbour*) seinen Ursprung im Westgermanischen *naehwa-gabur(on)* hat. Das Wort *gibur* wurde im Althochdeutschen sowohl für die Bezeichnung eines Landmanns oder Bauern verwendet als auch für einen Mitbewohner, denn *bur* bedeutete soviel wie Haus oder Wohnort. *Nahgibur* bezeichnete also denjenigen, der nahebei wohnte bzw. verwies auf einen Mitbewohner der Dorfgemeinschaft (vgl. Kluge 2002, 97; 642; Köbler 1993, 811; Duden 2007, 548; Vierecke 1972, 15; Hamm 1973, 14).³

1.1.2 Nachbarschaft als Gemeinschaft

Das gemeinschaftliche Leben in dörflich-ländlichen Strukturen diente lange als *die* Hintergrundfolie, um Nachbarschaft sozialwissenschaftlich zu thematisieren. Eine wichtige Grundlage für die Logik Nachbarschaft als Gemeinschaft zu konzipieren, hat Ferdinand Tönnies in seinem 1903 verfassten soziologischen Klassiker *Gemeinschaft und Gesellschaft* gelegt. In diesem Werk skizziert er die Nachbarschaft – neben der Verwandtschaft und der Freundschaft – als eine der drei ursprünglichen Formen der »Gemeinschaft« (Tönnies 1912 (1903), 17). Der soziale Zusammenhalt der »Gemeinschaft« zeichnet sich für Tönnies – antagonistisch zur »Gesellschaft« – in erster Linie durch das »organische« rurale Leben, das »Miteinander-Verbundensein« und die vertraute Kenntnis voneinander aus. Die Nachbarschaft sei im spezifischen durch geteilte Interessen und den gemeinsamen geografischen Ortsbezug bedingt, organisieren sich rechtlich – etwa im Sinne der Allmende – genossenschaftlich und reproduzieren sich gerade im Fall von temporärer Abwesenheit durch ritualisierte Routinen:

»Nachbarschaft ist der allgemeine Charakter des Zusammenlebens im *Dorfe*, wo die Nähe der Wohnstätten, die gemeinsame Feldmark oder auch bloße Begrenzung der Äcker, zahlreiche

3 Erst im Mittelalter wurde »Bauer« (aus ahd. *gibur*, mhd. *gebur*) zu einer Berufs- und Standsbezeichnung.

Berührungen der Menschen, Gewöhnung an einander und vertraute Kenntnis von einander verursacht; gemeinsame Arbeit, Ordnung, Verwaltung notwendig macht; die Götter und Geister des Landes und Wassers, welche Segen bringen und Unheil drohen, um Gunst und Gnade anzuflehen veranlasst. Durch Zusammenwohnen wesentlich bedingt, kann diese Art der Gemeinschaft doch auch in Abwesenheit sich erhalten, obschon schwerer als die erste Art [der Verwandtschaft], und muss alsdann um so mehr in bestimmten Gewohnheiten der Zusammenkunft und heilig gehaltenen Bräuchen ihre Stütze suchen [Herv. i.O.]« (Tönnies 1912 (1903), 18)

Das Bild, das Tönnies von der Nachbarschaft zeichnet, entspricht im Wesentlichen der historischen Darstellung des Lebens in einem vorindustriellen Dorf und bezieht sich in diesem Sinn auf eine »räumlich umgrenzte Gemeinschaft mit geschriebenen oder mündlich tradierten Regeln und Ordnungen, die normativen Charakter hatten und so das Zusammenleben regulierten« (Engelhard 1986, 25). Neben der persönlichen Bekanntschaft aller mit allen, der gemeinsamen Teilhabe an Bräuchen und geselligen Anlässen wie auch der starken sozialen Normierung und Kontrolle wurde in diesem Kontext das soziale Zusammenleben maßgeblich durch die ökonomische Situation bestimmt. Nachbarinnen und Nachbarn waren meist zwangsläufig aufeinander angewiesen und hatten Hilfe in Notlagen zu leisten (Hamm 1973, 32ff; 38).

1.1.3 Solidarität und Nothilfe

Max Weber hat einige Jahre nach Tönnies in seinem Grundlagewerk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1921/22) Nachbarschaft als »jede durch räumliche Nähe [...] gegebene chronische oder ephemere Gemeinsamkeit der Interessenlage« (Weber 1972 (1921/22), 215) beschrieben und die Nothelfer-Funktion von NachbarInnen hervorgehoben:

»Nachbarschaft bedeutet praktisch, zumal bei unentwickelter Verkehrstechnik, Aufeinanderangewiesensein in der Not. Der Nachbar ist der typische Nothelfer und ›Nachbarschaft‹ daher Trägerin der ›Brüderlichkeit‹ in einem freilich durchaus nüchternen und unpathetischen, vorwiegend wirtschaftsethischen Sinne des Wortes.« (ebd., 216)

Weber entmystifiziert das Prinzip der Solidarität und betont den interessengeleiteten Charakter des nachbarlichen Unterstützungssystems. Hilfe wird in erster Linie geleistet, weil man selbst auch immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Dieses gegenseitige Aufeinander-Angewiesen-Sein tariert nach Weber bis zu einem gewissen Maße auch soziale Differenzen oder Machtbeziehungen im Wohnumfeld aus. Denn auch der »ökonomisch Prominente und Übermächtige« komme »immer wieder in die Lage [...] auf den guten Willen seiner Umwelt angewiesen zu sein«

(ebd., 216). Das Bild eines harmonischen gemeinschaftlichen Miteinanders kann demnach als Mythos verstanden werden. Ging doch die Solidarität, die traditionell unter Nachbarinnen und Nachbarn verlangt wurde, immer auch mit Abhängigkeitsverhältnissen und Konflikten einher. Die nachbarschaftliche Solidarität hat dabei – so Bernd Hamm – gerade auch im Konfliktfall eine integrierende Funktion für das Kollektiv gehabt, etwa indem abweichendes Verhalten von breit akzeptierten Normen mit der Verweigerung einer erbetenen Hilfeleistung sanktioniert werden konnte (vgl. Hamm 1973, 45). Mit Bezug auf Weber betont Hamm, dass »der Wandel im Charakter der Nachbarschaft immer auf dem Hintergrund des Wandels der ökonomischen Verhältnisse zu sehen« sei (ebd., 38). Mit der Industrialisierung und zunehmenden Arbeitsteilung, dem Entstehen der modernen Marktwirtschaft, der »wachsenden Verfügung über technische Hilfsmittel und dem vermehrt möglichen Rückgriff auf anonyme Risikoträger wurde der Haushalt unabhängiger von der Hilfe der Nachbarn« (ebd., 45). Die nachbarschaftliche Selbsthilfe verlor zunehmend an Bedeutung. Das Aufblühen des Vereinswesens gegen Ende des 19. Jahrhunderts trug außerdem dazu bei, dass die Geselligkeit mehr und mehr von nachbarschaftlich organisierten Fei ergemeinschaften ausgelagert wurde (Engelhard 1986, 1).

1.1.4 Normativität und Großstadtkritik

Vorstellungen von Gemeinschaft und Solidarität – wie auf dem Dorf – waren und sind bis heute als normative Setzungen wirkmächtig in der Konzeptualisierung von Nachbarschaft. Dies ging von Anfang an meist mit einer Verklärung der Nachbarschaftsidee und einer grundlegenden Kritik an städtischen Großstrukturen einher. Eine Logik, die sich bis heute in Diskursen zum sozialen Leben in Großüberbauungen widerspiegelt.⁴

Eine wichtige Grundlage dieses Denkens kann in der Großstadtkritik gesehen werden, die um 1900 breitenwirksam aufgegriffen wurde und als Reaktion auf den, mit der Industrialisierung einsetzenden, tiefgreifenden sozio-ökonomischen Wandel und im Hinblick auf das rapide Wachstum der Städte diskutiert worden ist. Wichtige Beiträge zu diesem Diskurs haben – neben der Gemeinschafts-/Gesellschafts-Gegenüberstellung von Tönnies – etwa Wilhelm Heinrich Riehl in *Land und Leute* (1854) sowie Georg Simmel in *Die Großstädte und das Geistesleben* (1903) formuliert. Riehl beschrieb im Sinn der romantischen Stadtkritik die »Künstlichkeit«, »Naturwidrigkeit«, »Monstrosität«, »Vereinzelnung« und fehlende »Originalität« der stark anwachsenden Großstädte im Gegensatz zum »natürlichen« Leben auf dem Land oder in Kleinstädten (Riehl 1854, 67ff). Georg Simmel sah in seinem, die Stadtsoziologie fundierenden, Text im Großstadtleben »einen tiefen Gegensatz ge-

4 Vgl. Kap. I 1.3.

gen die Kleinstadt und das Landleben, mit dem langsameren, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes« (Simmel 1998 (1903), 120).⁵ Solche Erklärungsansätze trugen dazu bei, dass im Rahmen der Großstadtkritik die Vorstellung vom natürlichen Landleben und der solidarischen dörflichen Nachbarschaft als Gegenbild zu den Problemen der Großstadt – den miserablen Lebens- und Wohnbedingungen des Proletariats und der (vermeintlichen) menschlichen Isolation, Entfremdung und Anonymität – aufgegriffen wurde (vgl. Pfeil 1972, 38ff; Hamm 1973, 20ff; Schäfers 2006, 135f).

Wirksam wurde diese Idealisierung von Nachbarschaft insbesondere in Sozialreform-Bewegungen, die die Armutseffekte in den Arbeitervierteln und die großstädtische Segregation durch eine gezielte Steuerung von Nachbarschaft abzumildern versuchten, wie Jens Wietschorke am Beispiel der Settlement-Bewegung darlegt (Wietschorke 2012, 96ff).⁶ Die Vorstellung von nachbarschaftlicher Solidarität und Gemeinschaft wurde in diesem Zusammenhang zu einem normativen und sozialerzieherischen Prinzip, das mit der Forderung nach Maßnahmen zur ›sozialen Durchmischung‹ verknüpft wurde, wobei damit konkret die »Ansiedelung von Angehörigen der gebildeten Mittelschicht« (ebd., 98) in die benachteiligten Quartiere gemeint war. Im sozialpolitischen Diskurs um Schweizer Großsiedlungen aus den 1960er- und 1970er-Jahren wird diese Argumentation heute weniger auf soziale als auf kulturelle und ethnische Differenzierungen adaptiert.⁷

Die Vorstellung von Nachbarschaft als strukturell definierbarer Wohnumgebung einer Gemeinschaft wurde hauptsächlich von zwei Zugängen aufgenommen und weiterentwickelt: der ethnografischen Stadtforschung zum einen und der Stadtplanung zum anderen (vgl. Evans/Schahadat 2012, 19). Für beide war die Auseinandersetzung mit den zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark wachsenden und sich

5 Die Erhöhung des Tempos, der Stimuli, der gesellschaftlichen Vielfalt in der Großstadt trage zu einer »Steigerung des Nervenlebens« (Simmel 1998 (1903), 119) bei; das Vorderrschen der Geldwirtschaft (im Unterschied zu der auf dem Land noch eher verbreiteten Tauschwirtschaft) führe zu einer »reinen Sachlichkeit« (ebd., 121) des menschlichen Handelns.

6 Die Settlement-Bewegung breitete sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von England zuerst in die USA und dann in den deutschsprachigen Raum aus. Die soziale Segregation des Proletariats sollte mittels zweierlei Initiativen reduziert werden: zum einen durch die Gründung von »settlement houses« oder »Volksheimen«, die »den Geist bürgerlicher Kultur ausstrahlen« sollten und zum anderen durch die Förderung der »sozialen Durchmischung«, von der man sich »›zivilisierende‹ Effekte auf die Arbeiterschaft versprach« (Wietschorke 2012, 98).

7 Vgl. Kap. III 6.3.

verändernden Großstädten ebenfalls fundamental. Beide sind im US-amerikanischen Kontext verortet.

1.1.5 Urban neighborhoods: die Chicagoer Schule

Die *Chicago School of Urban Sociology*, die bis heute als einflussreichste Strömung der Stadtforschung angesehen werden kann (Lindner 2004, 16), hat bei der Konzeptualisierung von Nachbarschaften als urbane lokalisierbare Gemeinschaften eine grundlegende Rolle gespielt.⁸ Im programmatischen Grundsatzartikel *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment* (1925) beschreibt Robert Ezra Park die Stadt als Struktur, die sich im Zusammenspiel von physischer und kultureller (bzw. »moralischer« wie er es nennt) Organisation gestaltet und immer wieder verändert und als solche ein Produkt der »menschlichen Natur« sei (Park 1970 (1925), 4). Diese dynamische Perspektive und die Bezugnahme auf ökologische Termini sind handlungsleitend in der Art und Weise, wie die Chicagoer Soziologen die Verteilung und Organisation von sozialen Gruppen im Stadtraum betrachten. Die Stadt ist in ihrem Verständnis ein Mosaik von kleinen Welten mit einer kohärenten Sozialorganisation, die räumlich verortet sind und sich berühren, aber nicht überlappen (ebd., 40). Mit der Vorstellung von »natürlichen« Umgebungen bzw. *natural areas* in der Stadtstruktur verweist Park darauf, dass die Organisation im urbanen Raum Prozessen zuzuschreiben sind, die eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen und als solche weder geplant noch kontrolliert werden. Er hebt insbesondere die Bedeutung von ökonomischen Prinzipien wie Landpreis, Arbeitsteilung, Konkurrenz und Mobilität hervor. Die *natural areas* werden zu »kulturellen« Settings, die durch spezifische Traditionen, Gewohnheiten und Normensysteme ihrer BewohnerInnen geprägt sind und als solche Transformationsprozessen unterliegen:

»In the course of time every section and quarter of the city takes on something of the character and qualities of its inhabitants. Each separate part of the city is inevitably stained with the peculiar sentiment of its population. The effect of this is to convert what was at first a mere geographical expression into a neighborhood, that is to say, a locality with sentiments, traditions, and a history of its own.« (Park 1970 (1925), 6)

Die Nachbarschaft ist für Park die kleinste lokale Einheit in der Stadt, »the simplest and most elementary form of association with which we have to do in the organiza-

8 Der Begriff Nachbarschaft wird hier direkt vom englischen *neighborhood* übersetzt, wobei im deutschen Sprachgebrauch in diesem Sinn teilweise auch die Begriffe »Stadtviertel« oder »Quartier« verwendet werden.

tion of city life« (ebd., 7). Park unterscheidet dabei die *neighborhoods* von einer anderen urbanen Organisationsform, derjenigen der *segregated areas*. Die Nachbarschaft beruht nach Park auf Nähe und sozialen Kontakten. Sie existiert ohne formale Organisation, sondern bildet sich vielmehr spontan, um den lokalen Eigenschaften und Interessen – auch als Grundlage der politischen Partizipation und Kontrolle – Ausdruck zu geben (ebd., 7). Die segregierten Gegenden haben demgegenüber einen größeren und hinsichtlich der ›Exklusivität‹ bestimmter Bewohnergruppen verfestigteren Charakter, wobei Park mit Bezug auf den US-amerikanischen Kontext seiner Zeit auf Stadtviertel verweist, in denen Menschen derselben Einwanderergruppe bzw. sozialen Schicht zusammenleben wie etwa *Chinatown*, *Little Sicily* oder die *Gold Coast* von Chicago. Die Nähe und Solidarität von lokalen Nachbarschaften sind nach Park Bestandteil dieser Gegenden und werden insbesondere in benachteiligten Stadtteilen intensiviert (ebd., 9f). Die humanökologische Analyse der räumlichen Verteilung von Bevölkerungsgruppen in der Stadt wurde von Ernest W. Burgess (einem Schüler und Kollegen von R.E. Park) ausgearbeitet, wobei er insbesondere kartografische Methoden anwandte (Burgess 1970 (1925)). Ausgehend von Parks und Burgess' konzeptuellen Einrahmungen zeichnete sich die Chicagoer Stadtsoziologie insbesondere durch ihre reichhaltigen Ethnografien aus, die sich den alltäglichen Besonderheiten spezifischer urbaner Lebenswelten widmeten.⁹ Der Fokus lag meist auf der Erforschung von »anderen«, oft marginalisierten Welten in der Stadt, den *neighborhoods* der ethnisch, kulturell und sozial Anderen, der Armen und Außenseiter (Lindner 2004, 115). Verschiedenes wurde am Chicagoer Ansatz kritisiert.¹⁰ Wichtig ist es, hervorzuheben, dass das Nachbarschaftsverständnis der Chicagoer Stadtforschung in US-amerikanischen Städten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand, das heutigen, meist pluralistischeren Ausformungen nicht mehr entspricht (Gottdiener/Budd 2005, 93). Dennoch haben die Chicagoer Soziologen Pionierarbeiten geleistet, die die Stadtforschung bis heute grundlegend beeinflusst, und vielen WissenschaftlerInnen als Inspirationsquelle gedient haben.¹¹ Ge-

9 Prägend für die Ausrichtung dieser Studien war die journalistische Reportage-Erfahrung nach R.E. Park, bei der es in erster Linie um ein unvoreingenommenes ›Sehen‹ bzw. die Orientierung an der Prämisse ging: »Go into the district, get the feeling, become acquainted with people« (zit.n. Lindner 2007 (1990), 50ff).

10 So etwa die Analogie mit der Pflanzenökologie oder die Kartografierung und Generalisierung von »natürlichen« Gegenden, die als solche nie existiert, und teilweise Problemgebiete auch erst definiert und konstruiert haben (Lindner 2004, 144). Nicht unproblematisch ist auch die Tendenz diese Welten als isolierte Einheiten zu betrachten oder gegenüber Themen der Mittelschicht blind zu sein (vgl. Hannerz 1980, 57).

11 So etwa die Park-Schüler Everett C. Hughes und Herbert Blumer, die – mit Bezug auch auf G.H. Mead – den ›symbolischen Interaktionismus‹ fundierten und die wiederum das

rade der ethnografische Zugang zur möglichst unvoreingenommenen Erforschung des Alltagslebens einer spezifischen urbanen *neighborhood* oder *community* hat sich in einer Vielzahl von Arbeiten niedergeschlagen und wirkt auch in der Ausrichtung dieser Forschungsarbeit nach.

1.1.6 Stadtplanung und das Konzept der Neighborhood-Unit

Eine andere Logik ist in Zugängen der Stadtplanung zu sehen, die Nachbarschaft(en) als quantitativ bestimmbare, strukturelle Größe vordefiniert, und als solche auch in die Städtebau-Praxis aufgenommen haben. Als grundlegend wichtige Figur in diesem Diskurs fungierte der Planer C.A. Perry, der 1923 die Idee der *neighborhood-unit* entwickelte. Er konzipierte diese als ein räumlich – etwa durch größere Durchgangsstraßen – begrenzter Stadtteil in der Größe eines Grundschulbezirks (ca. 3500 bis 5000 Personen), der neben den Wohnbereichen über zentral gelegene (Dienstleistungs-)Institutionen und lokale Läden verfügt und von offenen Park- und Erholungsflächen sowie einem internen Straßensystem durchzogen werden sollte (Perry 1966, 95). Perrys Organisationsschema war zwar in erster Linie technischer Natur, sah Nachbarschaft aber auch als sozialen Zusammenhang (vgl. Wietschorke 2012, 109) und war vom Anspruch getragen, »Größe durch Gliederung zu überwinden« bzw. »die Stadt in überschaubare und erlebbare Einheiten« aufzuteilen (Pfeil 1972, 343f). Dies sollte auch zur Ortsbindung beitragen (vgl. Perry 1966, 108). Die Idee der Organisation der Stadt auf der Basis von funktionalen Nachbarschaften war nicht vollkommen neu. Als wichtiger Vordenker gilt der britische Stadtplaner Ebenezer Howard, der um 1900 mit seinem Gartenstadt-Konzept die Idee von aufgelockerten städtischen Einheiten im Grünen in die Stadtplanung einbrachte (Klages 1958, 20ff).¹²

Perrys Vorstellungen wurden im siebten Band des New Yorker Regionalplans von 1929 im Detail ausgeführt und flossen 1933 auch in die Charta von Athen ein, die als Grundlage der funktionalistischen Stadtplanung bis in die 1960er-Jahre hinein vielerorts für neu zu errichtende Stadtteile verwendet wurde (Häußermann/Siebel 2004, 110; Wietschorke 2012, 109). In den USA wurde die *neighborhood-unit* zur typischen kommunalen Organisationsform (Hamm 1973, 53). Perrys Ansatz wurde aber auch international breit aufgenommen und »vom Denkbild

Denken von Soziologen wie Erving Goffman, Howard Becker oder Anselm Strauss prägten (vgl. Hannerz 1980, 58).

12 Die Chicagoer Soziologen sollen die soziale Dimension von Perrys Nachbarschaftsverständnis beeinflusst haben. Zudem lässt sich eine Linie zum amerikanischen Sozialtheoretiker C.H. Cooley (1909) ziehen, der Nachbarschaft als Primärgruppe, die auf Face-to-Face-Kontakten beruhe, definierte (Hamm 1973, 11f).

her, ohne Erdenschwere« (Pfeil 1972, 345) in den angelsächsischen Ländern, in Deutschland, Holland, Schweden, teilweise auch in Frankreich und in der Schweiz (mit Burckhardt et al. 1955) rezipiert.¹³

1.2 KRITIK UND REKONZEPTUALISIERUNG

So einflussreich die Idee der *neighborhood-unit* für den Städtebau gewesen sein mag, so groß war auch die Kritik, die – breitenwirksam erst beinahe 40 Jahre nach ihrer Entstehung – formuliert worden ist. Es war eine Zeit, in der in vielen Städten teils fundamentale Umgestaltungen und Re-Dimensionierungen vorgenommen wurden. Die Kritik an den einflussreichen Planungsinstanzen hat auch dazu beigetragen, dass sich in den 1960er- und 1970er-Jahren verschiedene sozialwissenschaftliche Studien intensiv mit dem Nachbarschaftsbegriff auseinandersetzten. Die Nachbarschaftsforschung hat dadurch nicht nur an Auftrieb gewonnen, sondern auch eine Neuausrichtung erfahren. In den Fokus gerieten zunehmend die lebensweltlichen und sozialen Handlungs- und Beziehungsgefüge von Menschen im Wohnumfeld.

1.2.1 Stadt- und Nachbarschaftsplanung anders denken

Grundlegend wichtig in diesem Diskurs ist Jane Jacobs, die in *The Death and Life of Great American Cities* (1961) als eine der glühendsten Kritikerinnen der damaligen Stadtplanung das Ideal der geplanten Nachbarschaft als in sich abgeschlossene, nach innen gerichtete, vermeintlich urbane Insel in Frage stellte. Diese Vorstellung würde der Fluidität, Dynamik und Mobilität des Großstadtlebens nicht gerecht werden (Jacobs 2011 (1961), 149ff), sondern imitiere vielmehr kleinstädtische und dörfliche Idealbilder, die als Kontrollinstrument für Behörden zwar attraktiv seien, aber wenig mit dem ›realen Leben‹ zu tun hätten:

»Neighborhood is a word that has come to sound like a Valentine. As a sentimental concept, ›neighborhood‹ is harmful to city planning. It leads to attempts at warping city life into imitations of town or suburban life [...]. It is fashionable to suppose that certain touchstones of the good life will create good neighborhoods – schools, parks, clean housing and the like. How easy life would be if this were so! How charming to control a complicated and ornery society by bestowing upon it rather simple physical goodies. In real life cause and effect are not so simple« (Jacobs 2011 (1961), 146).

13 Ausführlich zur Rezeptionsgeschichte vgl. Pfeil 1972, 345ff.

Jacobs plädiert dafür, städtische Nachbarschaften als »mundane organs of self-government« (ebd., 153) zu erfassen.¹⁴ Hierzu müsse der Fokus vielmehr auf die alltäglichen Netzwerke und Beziehungsmuster in der Stadt gerichtet werden (ebd., 174ff).

Im deutschsprachigen Raum wurde diese Argumentation Ende der 1960er-Jahre aufgenommen. Hans Paul Bahrtdt kritisiert in *Humaner Städtebau* (1969) einerseits den Widerspruch, von einer Face-to-Face-Gemeinschaft auszugehen, obwohl das Konzept der Nachbarschaftseinheit zu groß sei, dass jeder jeden kenne. Die Größenordnung eines Grundschulbezirks sei andererseits wiederum zu klein, um ein soziales und kulturelles Eigenleben zu garantieren (Bahrtdt 1969, 101). Bedeutsamer als das planerische Konstrukt der Nachbarschaftseinheit sei der gelebte Raum der engeren Umgebung, der subjektiv – je nach Lebensalter und sozialer Schicht unterschiedlich genutzte – Versorgungs- und Aktionsbereich (vgl. Pfeil 1972, 349). Mit planerisch vorgegebenen Raumeinheiten könne keine gemeinschaftsbildende Kraft erzeugt werden, weil diese nur Chancen für nachbarschaftliche Sozialbeziehungen biete, sie aber nicht bedinge oder intensiviere (Vierecke 1972, 14; 68).

Generell ging es in diesem Diskurs um eine Perspektivverschiebung: weg vom deterministischen *Soll* der Stadt- und Nachbarschaftsplanung hin zum *Ist* der unterschiedlichen Verhaltensweisen und Wahrnehmungen (in) der Stadt. Neben diversen aktionsräumlichen Studien, die sich mit der Alltagsmobilität und den Aktivitätsmustern unterschiedlicher Bewohnergruppen in spezifischen Stadtvierteln oder Nachbarschaften befasst haben,¹⁵ nahmen sich insbesondere auch perzeptionstheoretische Ansätze diesem Anliegen an (Schnur 2008b, 27). Einen wegweisenden Beitrag zu Letzterem stellt Kevin Lynchs Klassiker *The Image of the City* (1960) dar. Lynch fokussiert auf die Wahrnehmungen und mentalen Bilder von spezifischen urbanen Settings mittels kartografischer Darstellungen bzw. *mental maps* aus der Perspektive von BewohnerInnen. Im Zentrum des Interesses steht die »Lesbarkeit« der städtischen Landschaft. Eine gute Vorstellbarkeit trage nach Lynch nicht nur zur spezifischen Wahrnehmung, sondern auch zur Qualität einer Stadt bei und fördere Orientierung, Sicherheitsgefühl und Identifikation mit einem Viertel bzw. einer Nachbarschaft (Lynch 1960, 1-13; 46ff). Verschiedenes wurde an Lynch kriti-

14 Jacobs weist darauf hin, dass es insbesondere drei Größenordnungen von städtischen Nachbarschaften seien, die nach diesem Verständnis Sinn machen würden: 1) Straßen, 2) Bezirke und 3) Städte als Ganzes, wobei insbesondere die kleinste Dimension der »street neighborhoods« einer Stadt Stabilität gebe (Jacobs 2011 (1961), 153; 174).

15 Eine Grundlagearbeit hat Stuart F. Chapin mit *Human Activity Patterns in the City* (1974) geleistet. Eine Übersicht zu den Aktionsraumstudien und deren Bedeutung für die Quartiersforschung findet sich bei (Schnur 2008a, 40ff).

siert.¹⁶ Sein Ansatz ermöglicht es aber, Stadtplanung von den lokalen Bedürfnissen der BewohnerInnen aus zu denken und individuelle und kollektive Raumvorstellungen in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen (vgl. Seifert 2011, 181ff).

1.2.2 Subkulturen, Communities, urbane Dörfer

Die Kritik an deterministischen Ansätzen in der Stadtplanung ging mit diversen Forschungsarbeiten einher, die sich mit der kulturellen Vielfalt in der Stadt auseinandersetzten bzw. die Lebensrealitäten von urbanen ›Subkulturen‹ untersuchten (vgl. Schnur 2008a, 37). Viele orientierten sich dabei an den Ethnografien der Chicagoer Schule.¹⁷ Eine einflussreiche Studie legte Herbert Gans mit *The urban villagers* (1962) vor, in der er das italienische Arbeiterviertel im Bostoner Westend untersuchte und das Verhältnis zwischen Ethnizität und Klassenzugehörigkeit analysierte. Mit dem Begriff des »urbanen Dorfs« verwies Gans darauf, dass die von ihm untersuchte – im öffentlichen Diskurs stark problematisierte – *neighborhood* keineswegs den Stereotypen entsprach, sondern über reichhaltige Subkulturen, ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl und intensive Nachbarschaftskontakte verfügte (Häußermann/Siebel 2004, 108; Schnur 2008a, 38). Der Kulturanthropologe Rolf Lindner spricht Gans den Verdienst zu, dass er sich von der damals üblichen Negativ-Rhetorik über Slums oder Ghettos distanziert und dazu beigetragen habe, Begriffe wie *neighborhood* oder *community* als wertfreie Konzepte zu etablieren (Lindner 2004, 168). In England wurde die soziologische Studie *Family and Kinship in East London* (1957) von Michael Young und Peter Willmott zu einem Klassiker, der – zwar nicht mit direktem Bezug zur Chicagoer Schule, doch mit einem ähnlichen ethnografischen Zugang – das Alltags- und Familienleben einer *working class community* im Kontext der mit der sozialen Wohnbaupolitik neu gebauten *housing estates* der Nachkriegszeit erforschte (Young/Willmott 1957).

Zu den *subculturalists* kann auch der Community-Forscher Gerald D. Suttles gezählt werden (Schnur 2008a, 38). In seiner Studie *The Social Construction of Communities* (1972) weist Suttles – durchaus auch im Sinne der Kritik an einer funktionalistischen Stadtplanung – darauf hin, dass es neben der physischen Struk-

16 So etwa die einseitige Fokussierung auf das Visuell-Ästhetische, methodologische Vereinfachungen (etwa hinsichtlich der angewandten Mapping-Techniken) oder auch seine normative Grundhaltung (vgl. Seifert 2011, 129; 156).

17 Zu nennen sind etwa die Klassiker *Street Corner Society* (1943) von William F. Whyte zu einer italienischen *neighborhood* in Boston und der Organisation von lokalen Gangs. Etwas jüngeren Datums weiter *Streetwise* von Elijah Anderson (1990) oder die Studien von Loïc Wacquant (etwa 2006, 2008) zu den ›Ghettos‹ in Philadelphia und Chicago bzw. den Banlieues in Frankreich (Low 1996, 385; Schnur 2008b, 26).

tur einer Stadt immer auch unterschiedliche kognitive Wahrnehmungen derselben gebe:

»There is the cognitive map which residents have for describing, not only what their city is like, but what they think it ought to be like. This cognitive map of the city need not necessarily correspond closely with the actual physical structure.« (Suttles 1972, 21f)

Mit Bezug auf den sozialen Konstruktionscharakter einer lokalen *community* betont er, dass diese als offene Institution verstanden werden müsse (ebd., 268). Nachbarschaft wird nach Suttles in erster Linie durch die Zuschreibungen bestimmt, die von Out- und Insidern definiert werden: »Like the family, the neighborhood is largely an ascribed grouping and its members are joined in a common plight whether they like it or not« (ebd., 35). Die soziale Kohäsion sowie emotionale oder strukturelle Zugehörigkeiten zu einer Nachbarschaft würden gerade im Falle von segregierten Stadtvierteln – bzw. *defended neighborhoods* – über (vorgestellte oder reale) Bedrohungen und Negativzuschreibungen gefestigt (ebd., 33f).

1.2.3 Lebenswelten und Orientierungsrahmen sozialen Handelns

Im deutschsprachigen Raum spiegelt sich »die Fokussierung auf endogene Faktoren und lokale kulturelle Vielfalt auch im Lebenswelt-Ansatz wider« (Schnur 2008b, 27). Mit Bezug auf die Phänomenologie Husserls hat Alfred Schütz wichtige Weichen zur Konzeptualisierung des Lebenswelt-Begriffs gestellt. Die Lebenswelt im Schützchen Verständnis entspricht unserer – räumlich, sozial und zeitlich strukturierten – alltäglichen und als selbstverständlich erfahrenen Wirklichkeit. Sie ist zugleich auch »eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert« (Schütz/Luckmann 2003, 33). Mit Bezug auf Max Weber, der den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ sozialen Handelns wissenschaftlich fruchtbar gemacht hat, geht es deshalb immer auch um intersubjektive Deutungen dieser Wirklichkeit.¹⁸ So Schütz:

»Die Lebenswelt besteht nicht erschöpfend aus den bloß materiellen Gegenständen und Ereignissen, denen ich in meiner Umgebung begegne. Freilich sind diese ein Bestandteil meiner Umwelt, jedoch gehören zu ihr auch alle Sinnschichten, welche Naturdinge in Kulturobjekte,

18 Zentrale Prämisse in Webers Theorie des sozialen Handelns ist, dass die handelnden Personen mit ihrem Handeln einen subjektiv gemeinten Sinn verbinden. Dieser sinnhafte Handlungsgrund kann zwar nur vom einzelnen Menschen vorgestellt werden, bezieht sich aber auf das Verhalten von anderen und ist demnach gesellschaftlich und kulturell produziert (vgl. Weber 1972 (1921/22), 1f).

menschliche Körper in Mitmenschen und der Mitmenschen Bewegungen in Handlungen, Gesten und Mitteilungen verwandeln« (Schütz/Luckmann 2003, 31f).

Nachbarschaft kann mit Schütz als Teil der räumlichen Verortung (bzw. in seinen Worten der ›räumlichen Aufschichtung‹) unserer alltäglichen Lebenswelt verstanden werden. Es sind gerade die »Welt in aktueller Reichweite« und die Erfahrungen und »Sinnschichten« im »Hier« (ebd., 71), in unserem unmittelbaren Wohnumfeld, die in Nachbarschaften zum Tragen kommen. Quartierstudien, die sich auf einen solchen Ansatz beziehen, stützen sich meist auf ethnografische Methoden (Schnur 2008a, 39f). Denn die Lebens- und Sinnwelten sozialer AkteurInnen in den Mittelpunkt der Forschungslogik zu stellen, heißt, sich auf einen verstehenden, ergebnisoffenen Erkenntnisprozess ohne vorbestimmende Kategorien einzulassen. Einen solchen Zugang findet sich etwa in der Studie *Street Life* von Gisela Welz zu einem mehrheitlich von Afro-AmerikanerInnen und Puerto-RicanerInnen bewohnten Stadtteil des New Yorker Bezirks Brooklyn. Welz hat sich 1985 in einem mehrmonatigen Feldaufenthalt als teilnehmende Beobachterin intensiv im Straßenraum ihres *blocks* aufgehalten (Welz 1991, 73), um die Alltagswelt und das Leben auf den Straßen als kulturelle Praxis zu untersuchen und zu beschreiben.

Die funktionalistische Vorstellung einer Nachbarschaft als stadträumliche Einheit wurde im Zuge der Re-Konzeptualisierung des Nachbarschaftsbegriffs also mit reichhaltigen Studien und empirischen Evidenzen widerlegt. Um Nachbarschaften zu verstehen, müsse – so der Konsens der unterschiedlichen Ansätze – vielmehr das soziale Handeln, die Interaktionen, Sinngelungen und Relationen der Menschen in ihrem spezifischen Wohnumfeld in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses gestellt werden (vgl. Engelhard 1986, 58ff; Hengartner 1999, 283f). Bereits Max Weber hat das soziale Handeln in Nachbarschaftsbeziehungen hervorgehoben und als »amorphes, in dem Kreise der daran Beteiligten flüssiges, also »offenes« und intermittierendes Gemeinschaftshandeln« charakterisiert (Weber 1972 (1921/22), 217). Auch in traditionellen bäuerlichen Kontexten sei das nachbarschaftliche Gemeinschaftshandeln »nicht die Regel, sondern die, sei es auch typisch wiederkehrende Ausnahme«, die im Vergleich zur Hausgemeinschaft viel weniger intensiv und diskontinuierlich erfolge (ebd., 216). Einen ersten Versuch das Nachbarschaftshandeln zu systematisieren hat Helmut Klages vorgenommen, indem er drei Verhaltenstypen voneinander unterscheidet: Erstens das *zeremonielle Verhalten*, der unverbindlichste Typ, zu dem in erster Linie die Befolgung von grundlegenden Anstandsregeln und Konventionen (wie Grüßen oder die Anteilnahme an familiären ›Freud- und Leidereignissen‹) gehört. Das *Solidaritätsverhalten* zeichnet sich nach Klages zweitens durch die Praxis von Ausleihe, gegenseitiger Hilfe und kleinen Gefälligkeiten aus. Der dritte Typ, das *individuelle Kontaktverhalten*, erfolgt nach Klages

eher selten und stark selektiv und umfasst die Aufnahme von bekanntschaftlichen Beziehungen und gegenseitigen Besuchen (Klages 1958, 127).¹⁹

1.2.4 Bernd Hamm: Verhalten, Interaktionen, Beziehungen

Eine im deutschsprachigen Raum grundlegende und systematische Zusammenschau, die das Augenmerk auf das Handeln und Verhalten von Nachbarinnen und Nachbarn im Wohnumfeld legt, ist Bernd Hamms *Betrifft: Nachbarschaft* (1973). Hamm trägt nicht nur empirisch fundierte Erkenntnisse zusammen, sondern nimmt auch eine (Re-)Konzeptualisierung des Nachbarschaftsbegriffs vor. Laut dem Quartierforscher Olaf Schnur ist es Hamm damit gelungen, die wohl einzige konsistente deutschsprachige Nachbarschaftstheorie dieser Art geschrieben zu haben (Schnur 2012, 454f). Nachbarschaft existiert für Hamm nicht einfach so, sondern wird aktiviert, wenn ein Bedürfnis vorliegt bzw. wird »von den Beteiligten angeknüpft« (Hamm 1973, 93f). Grundlage seiner Nachbarschaftsdefinition sind denn auch die Interaktionen zwischen Nachbarinnen und Nachbarn. Die Interaktion muss nach Hamm nicht unbedingt manifest werden, sondern kann auch bestehen, »wenn lediglich eine latente Bereitschaft zur Aufnahme von Beziehungen vorliegt« (ebd., 74). Der Nachbar oder die Nachbarin ist für ihn eine soziale Position, die nicht erworben, sondern auswechselbar und dem Wohnort zugeschrieben ist. Nachbarschaftsbeziehungen gehen demnach nicht von Personen, sondern vom Wohnumfeld aus, in dem man durch seine Wohnung zum Nachbarn bzw. zur Nachbarin wird. Hamm versteht Nachbarschaft als erweitertes Territorium des Haushalts und als soziale Gruppe, die auf Face-to-Face-Kontakten beruht. Explizit widerspricht er der Betrachtung von Nachbarschaft als Gemeinschaft, da eine solche den Nachbarschaftsbegriff ideologisiert. Die Bebauungsstruktur und räumliche Größe einer Siedlung wirken sich nach Hamm auf die Auswahlmöglichkeit der InteraktionspartnerInnen aus, die Art der Nachbarschaftsbeziehungen tangieren sie jedoch kaum. Vielmehr hängt diese von der sozialen Nähe bzw. Distanz der Personen ab. Nach Hamm steigt die Interaktionsdichte mit der Zahl der gemeinsamen Bezugsgruppen (Hamm 1998, 173; vgl. auch Schnur 2012, 455). Denn neben der Nachbarposition stehen wir immer auch in Bezug zu anderen sozialen Gruppen, wobei die unterschiedliche Zahl an Bezugsgruppen unser Nachbarschaftsverhalten prägt (Hamm 1973, 75; Hamm 1998, 174). Hamm differenziert dabei nach sozialer Schicht, Lebensphase, Alter und Geschlecht: Kinder, nicht erwerbstätige Mütter und betagte Menschen verbringen meist viel Zeit in der Wohnung und im unmittelbaren Wohnumfeld und treten dadurch in der Regel auch intensiver in Kontakt mit ihren Nachbarinnen und

19 Diese Typologie wurde in den 1970er-Jahren in der deutschsprachigen Stadt- und Nachbarschaftsforschung breit aufgenommen (vgl. etwa Hamm 1998, 95; Herlyn 1970, 142).

Nachbarn. Gerade für Kinder ist die Nachbarschaft oft *die* räumliche und soziale Umwelt schlechthin (Bahrtdt 1969, 110), in der sie auch eine wichtige Rolle bei der Aktivierung von Nachbarschaftskontakten spielen (Hamm 1973, 77; 83; vgl. auch Engelhard 1986, 58; Pfeil 1972, 166; Vierecke 1972, 35). Mit höherem Einkommen, höherer Bildung und beruflicher Stellung nehmen die Anzahl der sozialen Bezugsgruppen einer Person zu und die Bedeutung der Nachbarschaft ab.²⁰ Umgekehrt werden Nachbarschaftsbeziehungen gerade für untere Sozialschichten wichtiger, was Hamm mit verringerten Mobilitätschancen sowie einer zunehmenden Bedeutung gegenseitiger Hilfeleistungen erklärt (Hamm 1973, 77; 93; Hamm 1998, 177). Andere ForscherInnen, die sich Anfang der 1970er-Jahre mit der Nachbarschaftsthematik auseinandergesetzt haben, heben hervor, dass die Art der Nachbarschaftsbeziehungen auch von der Persönlichkeit abhängig ist. Personen, die in ihrem sonstigen Sozialverhalten kontaktfreudig sind, würden auch intensivere Nachbarschaftskontakte leben (vgl. etwa Pfeil 1972, 198; Herlyn 1970, 158). Hamm bleibt bei einer sozialen Argumentation und betont, dass eine Person bei der Auswahl von potentiellen Interaktionspartnern in der Nachbarschaft diejenigen wählt, die ihr sozial nächststehen. Eine homogene Nachbargruppe erhöhe demnach die Intensität nachbarschaftlicher Kontakte (Hamm 1973, 93; Hamm 1998, 173f).

Das Nachbarschaftsverhalten wird maßgeblich durch Konventionen und Normen bestimmt, die nach Hamm einen unterschiedlich verpflichtenden Charakter haben. Er unterscheidet dabei zwischen Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen: Muss- und Soll-Erwartungen sind Minimalanforderungen wie etwa die Einhaltung der Hausordnung, deren Verletzung zu Streitigkeiten führen kann. Demgegenüber ist die Kann-Erwartung – wie beispielsweise genug Distanz zu seinem Nachbarn zu wahren oder nicht neugierig zu sein – weniger bindend (Hamm 1998, 174; vgl. Schnur 2012, 456). Bei einer relativ homogenen Wohnbevölkerung werden die Verhaltenserwartungen von den meisten geteilt, was auch den Konformitätsdruck und die soziale Kontrolle erhöht. In sozial heterogenen Nachbarschaften hingegen treffen meist unterschiedliche Normen, Interessen und Wertvorstellungen zusammen. Dies kann sich auf eine geringere soziale Kontrolle, aber auch auf die Eskalation von Konflikten auswirken (Hamm 1973, 85f). Nach Hamm sind Nachbarschaftskonflikte meist Rollenkonflikte, die umso heftiger ausfallen, »je verbindlicher die Verhaltenserwartungen, die zum Konflikt führen, formuliert sind« (Hamm 1973, 97). Nachbarrollen gehen für ihn aus unterschiedlichen Verhaltenserwartungen hervor (ebd., 89). Als wichtigste drei Nachbarrollen nennt er diejenige des Not Helfers, des Sozialisationsagenten und des Kommunikationspartners. Die Rolle des

20 Auch Bahrtdt weist darauf hin, dass Nachbarschaft bei höherem Sozialstatus weniger bedeutsam werden (Bahrtdt 1969, 110), was Vierecke in seiner empirischen Studie zu einer Neubausiedlung in Hochdahl hingegen nicht bestätigen kann. (Vierecke 1972, 52)

Nothelfers bezieht sich auf alle Formen der Nachbarschaftsbeziehung, die im weitesten Sinn aus ökonomischen Motiven erfolgen. Dazu zählt Hamm auch die Ausleihe von Haushaltsgegenständen oder Nahrungsmitteln sowie informelle Arbeitsleistungen wie Kinderbetreuung oder Unterstützung bei Gartenarbeiten (ebd., 80f). Die Rolle des Sozialisationsagenten bezieht sich darauf, rollenkonformes Verhalten gegenüber Kindern vorzuleben, aber auch gegenüber Neuzugezogenen die Angleichung von Normen einzufordern (ebd., 82f). Die Rolle des Kommunikationspartners ist vor allem für Personen relevant, die stark an ihre Wohnung gebunden sind und relativ wenig anderen Bezugsgruppen angehören, wobei von nachbarschaftlichen Gesprächen oft ein Konformitätsdruck ausgeht (ebd., 88f). Die Durchsetzung rollenkonformen Verhaltens wird nach Hamm maßgeblich durch Sanktionen, Gratifikationen und soziale Kontrolle erreicht (ebd., 91).²¹ Die soziale Kontrolle manifestiert sich in der Beobachtung der Nachbarinnen und Nachbarn und hat nach Hamm auch eine Überwachungs- und Hilfsfunktion in Bedrohungssituationen (ebd., 91). Gratifikationen sieht er etwa im freundlich Grüßen, in Hilfsangeboten oder der Demonstration von Vertrauen; Sanktionen in der Verweigerung eines Grußes bzw. einer Hilfeleistung, in Klopfzeichen oder dem Zur-Rede-Stellen (ebd., 90). Der in Nachbarschaftsbeziehungen bedeutsame Gruß symbolisiert nach Hamm »die Bereitschaft des Grüßenden, den Nachbarnormen zu folgen und gegenüber dem Begrüßten eine oder mehrere Nachbarrollen zu spielen« (ebd., 93).

Hamm bleibt in seiner Konzeptualisierung nicht auf der Ebene des individuellen Nachbarschaftsverhaltens, sondern verankert dieses in sozio-strukturellen und politischen Zusammenhängen. Den Charakter nachbarschaftlicher Beziehungen sieht er letztlich insbesondere durch drei Variablen bestimmt: erstens der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung, zweitens dem Wohnungsbestand und der Art der Bebauung sowie drittens den Spielräumen städtisch-kommunalen Handelns bzw. den planungspolitischen und ökonomischen Rahmenbedingungen (Hamm 1998, 176f).

Die Kritik an Hamms Nachbarschaftsverständnis richtet sich heute insbesondere gegen seine Definition von Nachbarschaft als sozialer Gruppe nahe beieinander Wohnender. So schreibt Ruth Rohr-Zänker mit Bezug auf Hamm:

»Nachbarschaften [können sich] überlagern, auch einzelne Menschen können verschiedene Nachbarschaften leben. Vergleichbar zu den ›Bastelexistenzen‹, die die Individualisierung erzwingt (Beck 1986), ließe sich von ›Bastelnachbarschaften‹ sprechen« (Rohr-Zänker/Müller 1998, 13).

21 Hamm präzisiert, dass die soziale Kontrolle der Durchsetzung rollenkonformen Verhaltens dient, zugleich aber selbst auch Teil der Verhaltenserwartungen an eine Nachbarposition und demnach eine soziale Rolle ist (Hamm 1973, 92).